This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

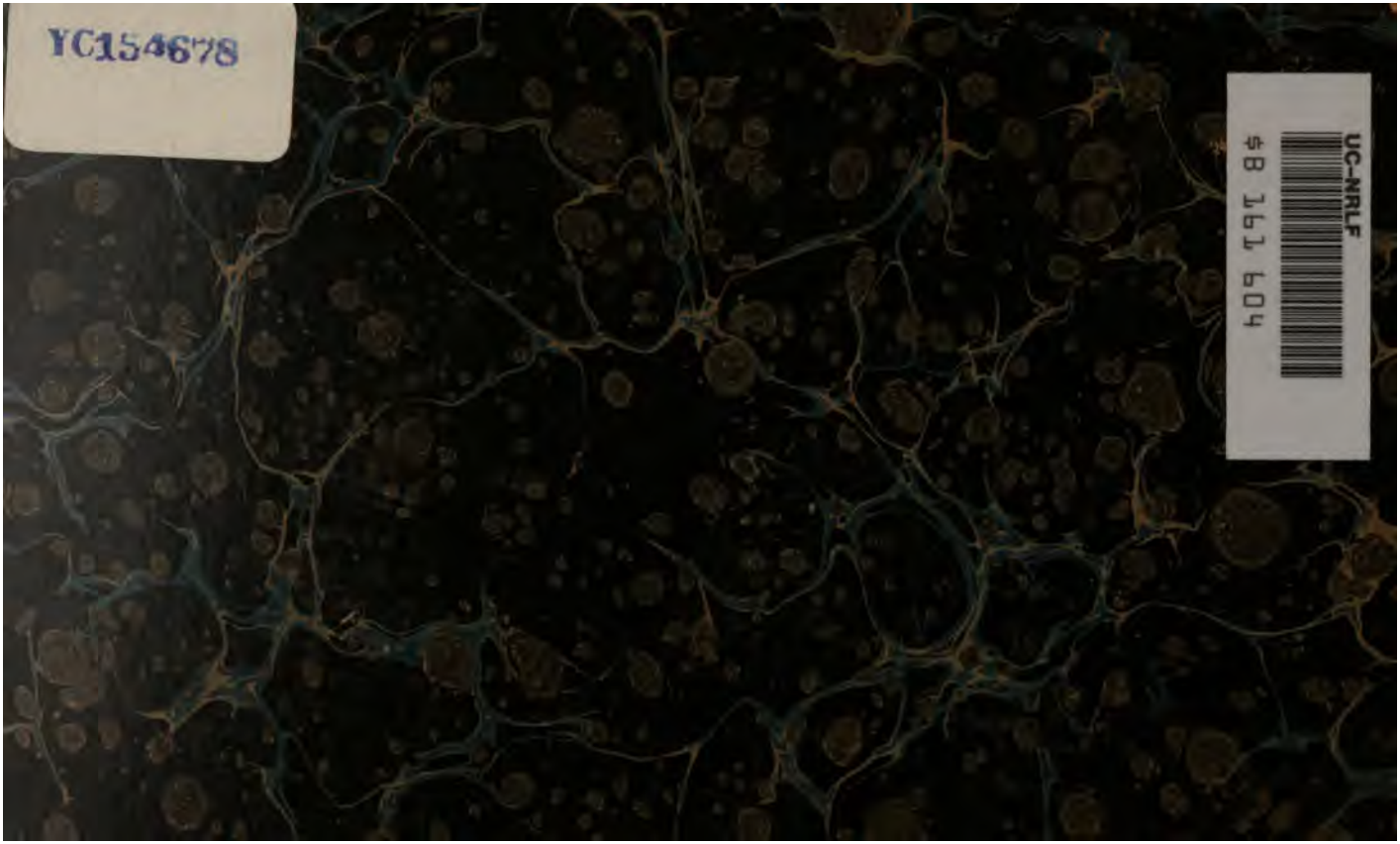
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


YC154678
UC-NRLF
$B 161 604

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

Carl Stieler.

BAYERISCHE BIBLIOTHEK

Begründet und herausgegeben von

KARL VON REINHARDSTOETTNER & KARL TRAUTMANN

23. BAND

KARL STIELER

EIN BEITRAG ZU SEINER LEBENSGESCHICHTE

von

KARL VON HEIGEL

NEBST

ZWÖLF BISHER UNGEDRUCKTEN JUGENDGEDICHTEN STIELERS

UND

FÜNFZEHN BRIEFEN STIELERS AN SEINE MUTTER

ZEICHNUNGEN

von

K. TH. MEYER-BASEL

BAMBERG

Buchnersche Verlagsbuchhandlung

Gebr. Buchner, Kgl. Bayer. Hofbuchhändler

1890

DRUCK
VON KNORR & HIRTH IN MÜNCHEN

ZINKÄTZUNGEN
VON OSKAR CONSÉE IN MÜNCHEN

PT2524
S7Z68

Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Goldene Dichterworte, doch nicht von unbedingter Giltigkeit. Wie viele Tausende, denen in der Heimat das Glück sich verborgen hatte, haben es in der neuen Welt gefunden! Indem Winckelmann »endlich die Idee ergriff, sich nach Rom durchzudrängen«, betrat er den Weg zum Ruhm. Für die Mehrheit indes wird zu allen Zeiten im Vaterlande der wahre Segen sein. Auch der Mann, dessen Andenken die folgenden Blätter gewidmet sind, hatte »hier die starken Wurzeln seiner Kraft«. Karl Stieler war unermüdlich mit der Feder, doch setzte er sie am liebsten an, um deutsches Land und Volk zu schildern. Auf der Überzeugung vom Werte und Verdienste aller deutschen Stämme ruhte sein Stolz, in seinem Gau aber seine Glückseligkeit; seiner Heimat Berge und Wälder waren ihm unvergleichlich. Er hatte hundert Augen für die guten Eigenschaften seiner Landsleute, war nicht blind für ihre Schwächen, aber hatte Geduld damit. Er machte weite Reisen, aber sein Herz blieb im Hochland — im bayerischen Hochland. »Der deutsch-französische Krieg«, sagt der Herausgeber

M327560

der Stielerschen Stimmungsbilder aus den Jahren 1870/71, »sah den milden und heitern Sänger der oberbayerischen Idylle als ernsten Schilderer welterschütternder Ereignisse«. Mit Einschiebung eines Wortes lässt sich das Umgekehrte sagen: Der ernste Schilderer welterschütternder Ereignisse wurde wieder zum heitern Sänger oberbayerischer Idyllen. »Weil's mi freut« erschien 1876 — »Habt's a Schneid?« 1877 — »Um Sunnawend« 1878!

Das Vaterland, Bayern voran, vergalt ihm Liebe mit Liebe.

Und gar balde
War er kein fremder Mann.[1])

Und der frühe Ruhm erweckte ihm keine Neider. Um kein Dichtergrab sind aufrichtige Freunde zahlreicher gestanden, als um das Grab in Tegernsee. Es war ein beredtes Zeugnis für das Ansehen Karl Stielers, dass in die Herausgabe seines schriftlichen Nachlasses — »schönwissenschaftlicher« Arbeiten! — drei deutsche Gelehrte sich teilten!

Eine gedrängte Darstellung seines Lebens und Schaffens ist meine Aufgabe, eine zuverlässige geben zu können, meine Hoffnung. Auf einen wichtigen Abschnitt musste ich freilich schon im Entwurf verzichten. In den Briefen Stielers wird aus dem Vollen schöpfen, wer den Rahmen zu seinem Lebensbilde breiter spannen darf. Doch schon die kleine Auswahl von Briefen, die wir am Schlusse bringen, diese zärtlichen Briefe des Sohnes an die Mutter, werden für die Freunde des Dichters »grosse Gabe« sein.[2])

[1]) Karl Stieler: »Gastgruss«. Neue Hochlandslieder S. 143.

[2]) Meine Bitte um Einsicht in diejenigen Briefe Stielers, welche im Besitze der Witwe des Dichters, Frau Oberst Seuffert, sind, konnte mir leider nicht gewährt werden. Dagegen stellte mir der Bruder des Verstorbenen, Herr Kunstmaler und Präsident der Künstlergenossenschaft Eugen von Stieler, die schönen Beiträge zur Kenntnis des Dichters — fünfzehn Briefe aus den Jahren 1863 bis 1882 und zwölf Jugendgedichte an die Mutter — mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit zur Verfügung, wofür ich ihm innigst verpflichtet bin und jeder Leser dankbar sein wird.

Die ergiebigste Quelle über den Dichter hatten wir in seinen gedruckten Werken. Liebenswürdige, heitere Menschen wie Karl Stieler sind mitteilsam. Um Freude an der Welt zu haben, muss man vor allem an sich selber Freude haben.

Karl Stieler wurde am 15. Dezember 1842 zu München geboren. Sein Vater, der Hofmaler Joseph Stieler, durch seine Bildnisse Goethes und Beethovens und als Maler der »Galerie weiblicher Schönheiten« im Münchener Königsschloss heute noch wohlbekannt, stand damals im einundfünfzigsten Lebensjahre; ein geborner Mainzer, war er seit 1812 in München ansässig, erfreute sich der Gunst König Ludwigs I. und lebte — wenigstens nach damaligen Begriffen — in glänzenden Verhältnissen, jedenfalls, wenn wir einen Goetheschen Ausdruck gebrauchen, in einem behaglichen Zustande. Das war für Karl eine Gunst des Schicksals, die nur von Glücklichen unterschätzt werden dürfte. Seine Kindheit war licht; eine ruhige Entwickelung blieb ihm dadurch, trotzdem er den Vater bald verlor, gesichert. Freimut und Frohmut, die jedem Jüngling natürlich, aber nicht gleichlange vergönnt sind, wurden ihm nicht durch frühe Sorgen, Irrgänge und Enttäuschungen verkümmert.

Die drei Ahornbäume, von Stielers Vater in Tegernsee bei Geburt seiner Söhne gepflanzt.

Eine andere segenreiche Fügung war es, dass Stielers Vater ein Haus auf dem Lande besass.

Der alt Herr Stieler (woasst der Vater
Vom Stielerkarl[1]) der war gern dader
In Tegernsee, hast ihn net kennt?
Sein Haus is auf der Point da drent.
Da hat er g'mal'n . . . . .[2])

Man vergesse nicht: im damaligen Tegernsee! Es war noch nicht lange her, dass die Münchener Maler das

Tegernsee.

»Gebirge« gewissermassen von neuem entdeckt hatten. »Die ganze Strasse von Tegernsee«, erzählt Stieler in seinem Vortrage »Alter und neuer Verkehr im bayerischen Hochland«,[3]) »lief damals hart am Wasser hin und war begrenzt mit Vergissmeinnicht, und wenn es dem See einmal gefiel, sie für acht Tage zu überspülen, so hatte die Behörde nichts dagegen einzuwenden. Der Pfarrer und der Landrichter teilten sich in die oberste Gewalt, und nach ihnen kam der

---

[1]) Karl Stieler.
[2]) »Habt's a Schneid'!« Auf der Point.
[3]) Karl Stieler, »Kulturbilder aus Bayern«, S. 196.

Wirt. Dieser krankte aber noch nicht an solch wandelbaren Begriffen, wie es eine Speisekarte ist, denn unerschütterlich fest stand das Menu dieser alten Firmen. Ein Federbett, in dem wir heute ersticken würden, galt damals als ein Paradies für müde Glieder; wer fahren wollte, setzte sich auf den Floss oder auf einen Leiterwagen, wenn nicht gerade der Stellwagen ging (zweimal die Woche). Mit einer neidenswerten Verspätung, die der Gemütsruhe niemals zu nahe trat, kamen alle Nachrichten aus der Stadt; das mörderische Wort der »Kurse« war noch unbekannt, und der Kronenthaler besass noch seine ganze wuchtige Autorität. Die Briefe, die etwa einliefen, und das kleine Oktavblatt, das man Zeitung nannte, trug die Bötin über Land; war's allzuheisses Wetter oder weit hinauf, dann gab sie es wohl auch dem nächsten besten Buben, dass er es im Vorübergehen an dem betreffenden Hause ablege. Unglaubliche Dinge kamen dabei zu tage. So ist es eine Thatsache, dass ein kleiner, hemdärmeliger Bauernbursch meinem Vater einen Geldbrief mit einer beträchtlichen Summe überbrachte, die der König von Hannover für ein Bild gesandt und dieser Vorläufer Stephans ganz ruhig drei Tage in der Hosentasche umhertrug«. Der junge Stieler war noch Zeuge dieses »Idylls, das nun gründlich vorüber ist«.[1]) Nach der Schilderung, die Stieler von Tegernsee, wie es jetzt ist, in demselben Aufsatz giebt, unterliegt es keinem Zweifel, dass er gerade noch recht gekommen war, um in junger Seele die Eindrücke zu empfangen, die ihn zum treuen Freunde und treuherzigen Sänger seines Volkes machten. »Die roten Nelken, die da vom Fenster hernieder hingen, blühten sie nicht lachender, als all die fremden Blumen in den vornehmen Gärten? Welche Farbenglut und welcher Frohsinn funkelte durch diese Feste, wenn man zum Leonhardsritt sich rüstete, oder wenn der Erntegang durch die Felder zog, wenn

[1]) A. a. O. S. 203.

die Glocken läuteten am blauen Kirchweihmorgen? Wo gab es beim Tanz solch jauchzendes Volk, wo gab es für die Arbeit eine Werkstatt, wie den hohen Wald, in dem der Axtruf erschallte, durch den der Jäger emporstieg, und durch den die Sennerin mit ihrer Herde dahinzog? Wo gab es einen Frieden, wie ihn der Mann empfand, der in der Abendkühle auf seiner Hausbank sass und über die duftigen Wiesen dahin sah, bis der letzte Vogelsang verstummte, bis der Mond hinter den Felsen des Wendelsteins heraufkam und der letzte, der vorüber ging, ihm sein »Guat Nacht« entgegenrief. — Auch das lag drinnen in der Idylle, von der wir gesprochen«.[1])

Wie so oft ergänzen sich bei Stieler auch in diesem Fall Verse und Prosa. Im »Winter-Idyll« spricht er von seinem Vater:

»Als Kind nur kannt' ich Dich . . .
Da weiss ich Dich vor Deinen Bildern stehend,
. . . . . .
Dieweil ich selbst noch durch die Wiesen sprang«.

Wer als Kind »durch die Wiesen sprang«, wird schwerlich ein Pessimist.

»Wie war's auch Dir so wohl auf dieser Flur,
Hier, wo die Bergluft Dir die Farben mischte,
Wo Deine Kunst sich an dem Born erfrischte,
Der alle Kunst umschliesst, an der Natur!
. . . . . .
Es haben Czar und Kaiser Dich gerufen,
Du sahst so manchen Thron mit goldnen Stufen —
Doch Deine Sehnsucht blieb dies stille Grün«.

Die Sehnsucht nach dem stillen Grün! Darin liegt's. Da haben wir den Schlüssel. Die Freude an Berg und Wald, die wahre Naturfreude vererbte sich vom Vater auf den Sohn, »das Haus auf der Point da drent« blieb auch sein Kleinod. Zu allen Jahreszeiten begegnen wir ihm dort auf dem Lande. Wir erfahren von ihm, dass er zum Staunen der Bauern der Erste

[1]) A. a. O. 201.

Das Stielerhaus in Tegernsee.

dort Schlittschuh lief;[1]) er unternimmt auf tief verschneiten Wegen eine Schlittenfahrt von Tegernsee nach Kreuth;[2]) er bricht in der nasskalten Aprilnacht zur Hahnenfalz auf; er weiss, wie es im Herbste aus-

[1]) A. a. O. S. 217.

[2]) Karl Stieler, »Natur- u. Lebensbilder aus den Alpen«. S. 43.

sieht, wenn die Berge schweigsam thronen, der Wald rotgoldene Kronen trägt, die Schatten breit sind, früh die Nacht.[1]) Das neue Tegernsee mit seinem ungeheuren Verkehr, mit seinen grossen Gasthöfen, in denen man nach Belieben an der Table d'hôte oder à la carte speist, mit seinen »Photographenateliers« und Leihbibliotheken, Gewerbe-, Alpen- und Verschönerungsvereinen und mit seiner unschönen, gewerbsmässigen Ausplünderung der Alpengäste[2]) konnte ihm die Erinnerung an das alte Tegersee nicht verdrängen, nicht mehr vergällen. Noch immer gab es ein Edelweiss, das nicht im Treibhaus gezogen war, noch immer Sennhütten, die keine Schenken, noch Berge, die ein Luginsland, aber keine »Belvedere« sind. Er hört über den Telegraphendrähten, die man an den uralten Bäumen festgenietet hat, aus dem grünen Dämmer der Zweige das Lied einer Drossel, und für ihn liegt in dem wundersamen Ton der Einklang alter und neuer Zeit.[3]) Er hat die Natur im Herzen. Für ihn ist Tegernsee nach wie vor »ein Wort voll Wogenblau und Sonnenschein«; und wenn er nachts an seinen Ufern wandert, wird er von neuen Zaubern bestrickt:

»Ich zog auf langgewundner Strasse heim;
Schon war es spät, nicht fern von Mitternacht,
Allein wie sehr ich auch den Schritt beflügelt,
Es lag ein Zauber über Wald und Flur,
Der Aug' und Schritt mir immer wieder bannte.
Mit blauem Schimmer glänzt' das Mondenlicht,
Hoch im Gebirg lag silberhell der Schnee
Und in den Dörfern schlummertiefer Friede.

---

[1]) »Neue Hochlandslieder« S. 104.

[2]) Ich gebe das Urteil Karl Stielers über das neue Tegernsee im Auszuge, aber mit seinen Redewendungen. Mir selbst sind die Verhältnisse und Zustände in Tegernsee unbekannt, doch vermute ich, dass Stieler beim Tadel der Weltecke, die ihm der schönste und liebste Fleck der Erde war, echt menschlich, zu weit gegangen ist. Übrigens, ist es denn ein Tadel? Nicht der Fremdenstrom passt sich den Gasthäusern und Sommerfrischen, sondern diese passen sich den Fremden an.

[3]) »Kulturbilder etc.« S. 223.

Kein Licht glimmt' mehr, kein wacher Hund schlug an;
Nichts hallte weithin, als der eigne Schritt.
Doch wenn ich dann beklommen stand und horchte,
Dann hört' ich fern die wilden Bäche brausen,
Die niederstürmen in den dunklen See.
Der aber lag in klarem, tiefem Spiegel.
Es war der alte blaue Tegernsee,
Tegarinseo war er einst geheissen . . . . .« [1])

In jedem Bande, in Liedern und Aufsätzen Stielers finden wir Erinnerungen an die sonnige Jugend. Sein Vater hatte den Prinzen Karl gemalt und stellte die Tafel zum Trocknen ans Fenster. »Lug«, sagen die Bauern, die unten vorübergehen, »beim Herrn Stieler droben ist der Prinz Karl«. Sie reissen den Hut ab, doch Seine Königliche Hoheit rührt und biegt sich nicht. »Er werd halt nit aufgelegt sein«, sagen die Bauern.[2])

Elisabeth, die Tochter des guten Königs Max I., kommt nach vielen Jahren als Preussens Königin wieder nach dem trauten Tegernsee. Ihr Gemahl Friedrich Wilhelm sieht eines Tages Karl Stielers kleine Schwester an der Gartenthür. »Willst du deinem Vater einen Gruss von mir bestellen?« fragt er. Das Kind schaut an ihm hinauf und erwidert ebenso ernsthaft wie richtig: »Ich kann ja keinen Gruss bestellen, ich weiss ja nicht, wer Du bist«. [3])

Der Vater war bejahrt, überarbeitet, doch für seine »muntren Knaben« hatte er immer Zeit, eine heitere Stirn und ein scherzhaftes Wort. [4]) Und als er starb, blieb den Kindern eine treue, tapfre Mutter. Ja, tapfer musste sie sein:

»Denn das will Arbeit, bis drei wilde Knaben
Die rechte Zucht bei rechtem Frohmut haben,
Und bis heranwächst unter Frauenhand
Ein richtiger Mann für Haus und Vaterland«. [5])

---

[1]) »Hochlandslieder« S. 195.
[2]) »Habt's a Schneid?«! a. a. O.
[3]) Aus »Fremde und Heimat«, S. 245.
[4]) »Winteridyll«, S. 29.
[5]) »Winteridyll«, S. 31.

Diese Verse erinnern an das derbere Gedicht: »Was werd' ma?« in den Bergbleameln.

»Der Alte hat sein Buabn so gern,
Und moant, er soll was B'sunders wer'n.
Und überall lauft er umanand
Und fragt halt in an jeden Stand.
. . . . . .
O nur net dös — hoasst's hint' und vorn,
Der Alt' is völli rapplet wor'n;
Was werd ma jetz'? (I glaub's eam gern!)
Wer Buben hat, — kunnt' narrisch wer'n«.

Dies »I glaub's eam gern!« kommt aus dem Herzen.

Die griechische Grammatik bereitete dem jungen Stieler die ersten Kümmernisse. Die Mutter, sagt er, erlebte alles Leid und Glück ihrer Kinder mit. Wir spürten das schon in jungen Jahren, wo sich die griechische Grammatik schwer auf junge Seelen legte. — Wahrscheinlich war die Grammatik der unschuldigste Teil. Die Lehrer an den Gymnasien des alten Münchens standen nicht alle auf der Höhe Karl Halms, des Unvergesslichen.

In den Neuen Hochlandsliedern finden wir die Erinnerungen eines fahrenden Schülers:

»Euer denk' ich oft, ihr »Alten«,
Die ihr seid der Jungen Pein,
Wie ihr mich in Not gehalten,
Wenn zu End' ging mein Latein!
Des Präfektus Zorngedröhne
Hör' ich noch traum-auf, traum-ab,
Wie er uns Horazens Schöne
Darthat mit dem Haselstab«.

Zwar der Haselstab herrschte an den Gymnasien nicht mehr, aber die Griechen und Römer wurden hagebüchen . . . .

Im Nachrufe eines Schulfreundes wird erzählt, dass Karl Stieler schon als Knabe durch eine gewisse Feinheit der Empfindung wie der Ausdrucksweise unter den Altersgenossen sich ausgezeichnet habe. Das feine — sagen wir, das tiefere Empfinden war Naturanlage, die gefällige Ausdrucksweise verdankte er dem Vaterhause,

seinem glücklichen Heim, wo die geistvolle Witwe eine Gesellschaft um sich sammelte, die nicht nur »aus leeren Figuranten und Lebemenschen« bestand. Ein Roman,

Aus Stielers Arbeitszimmer in Tegernsee.

allerdings der Roman eines Gottfried Keller, hat uns die ideale Freudigkeit der Künstlerkreise unter König Ludwig I. nahe gebracht; es gab indes auch

nach jener Kunstepoche eine Münchener Gesellschaft, des besten Griffels wert.

Im Jahr 1861 bezog Stieler die Münchener Hochschule und entschied sich ein Jahr darauf für das Studium der Rechte. Damit entsagte er endgiltig einem Jugendtraum. Vom schönen Beispiel seines Vaters begeistert, wollte er Maler werden und übte sich im Zeichnen und Malen mit dem Eifer und mit der Planmässigkeit eines Kunstjüngers.[1])

Geraume Zeit früher war von den norddeutschen Dichtern, welche Maximilian II. nach München berufen hatte, der litterarische Verein »Die Krokodile« gegründet worden. Der edelste Mensch und beste Freund, Emanuel Geibel, hatte uneigennützig und wahrhaft nicht ohne Mühe eben erst dem einheimischen Dichter Hermann Lingg zur langverdienten Anerkennung verholfen. Linggs drollige Verse »Das Krokodil zu Singapur« wurden die Veranlassung zum wunderlichen Namen. Die Vereinigung war zwanglos. Wer dichterische Begabung besass oder zu besitzen glaubte, führte sich unschwer ein. Durchreisende Schriftsteller wurden gastlich empfangen. Björnstjerne Björnson und Viktor Scheffel waren die ersten Gäste.

Nachdem Geibel München verlassen hatte, übernahm Paul Heyse den Vorsitz in der Dichterrunde. Diesem Künstlerkreise nun trat Stieler während seiner Universitätszeit näher. Der freundlichen Aufnahme, die ihm, die seinen ersten Gesängen dort zu teil wurde, blieb er zeitlebens dankbar eingedenk. Namentlich seine mundartlichen Gedichte fanden Beifall.

Im Winteridyll ist ein Abschnitt »Im Dialekt« überschrieben. Der Dichter schildert, wie er als Jüngling tagelang am klaren Alpensee umhergestreift, durch den Wald und bergan gewandert sei. In einer Almhütte

---

[1]) Herr Eugen von Stieler schreibt, dass sein Bruder »lang gekämpft habe, bis er der Malerei als Beruf entsagte.«

pflegte er zu rasten. Aber die Rast ward ihm bald zur Unrast; er verliebte sich in die blonde Sennerin. Schon fühlte er sich Poet und that, was Poeten nicht lassen können, besang die Geliebte. Doch wenn er ihr seine schwungvollen, bilderreichen Verse vorlas, warf sie ihren Goldzopf ins Genick und lachte schallend. Da kam's ihm wie ein Licht:

»Sprich doch zu ihr so, wie sie selber spricht!
Da stellt' ich in den Stall den Pegasus,
Noch angeschirrt à la Virgilius,
Und fing mir fluggs in meinem Herzeleide
Ein schmuckes Bauernrösslein von der Weide.
Mit einem Juhschrei hab' ich's angetrieben
Und's erste Lied — im Dialekt geschrieben«.

Abends las er dem »Liesei« das neue G'sangl vor.

»Am Herde lehnend horcht' auf mein Gedicht
Die blonde Sennin — mir erschien es schlecht,
Sie aber jauchzte: Jetzt, ja jetzt ist's recht!
Das war die Mundart, die ihr Herz gewohnt,
Und in der Mundart ward ich auch belohnt.
Um meine Schulter schlang sie ihren Arm —
Das war ein Kuss, so herzig und so warm,
Wie Walderdbeeren hat der Kuss geschmeckt;
Ich spür' ihn noch. — So lernt man Dialekt«.

Wir glauben ihm das liebliche Abenteuer gerne, aber nicht, dass just jene Sennerin den Funken in ihm geweckt habe. Die Liebe zu diesem Land und diesen Leuten überhaupt, seine Vertrautheit mit ihrer Sprache, ihren guten und schlechten Eigenschaften und Gewohnheiten und — das Beispiel Franz von Kobells haben ihn zur mundartlichen Dichtung angeregt, früh schon angeregt. Man lese das erste Gedicht seiner Sammlung »Weil's mi' freut«, der Kobell!

»Als kloaner Kerl da bin i g'hockt
Und hab g'studiert die G'schichten
Vom Bübei, dös gern aussi möcht,[1])
Dös war mei Thoan und Dichten.
Und aus die Kinder wer'n Leut,
Und Ernst werd aus'm Gspassl;

[1]) Bekanntes Gedicht von Kobell.

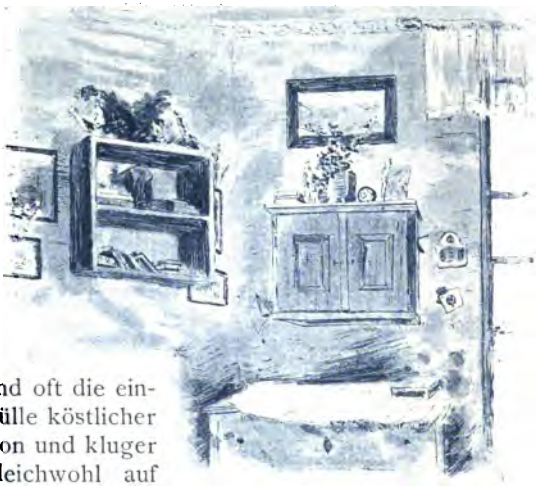
Seitdem han i mi'n Kobell selm
Wohl trunken manches Massl.
. . . . . .
I moan, es schadt' an G'sellen net,
(In gar koan G'schäft) wenn oaner
Mit Ehren von sein Meister redt:
Und so wie der kann's koaner!«

Von seinem Meister! Aber einem Künstler nachahmen und ihn nachahmen ist zweierlei. Als Karl Stieler im Jahre 1865 sein erstes Buch, »Bergbleamln; Gedichte in oberbayrischer Mundart«, der Öffentlichkeit übergab, hatte die Kritik sofort das Schlagwort, die Marke, unter der sie den Anfänger einschachtelte und beiseit schob. Die Kritik? nein, die Krittler, »deren vernichtende Bemühungen nur die Handelnden missmutig, die Teilnehmenden lässig und die Zuschauer misstrauisch und gleichgiltig machen.[1]) Wer mit Überlegung urteilte, musste sagen, dass der Verfasser aus dem Vollen und Eigenen geschöpft habe. Stieler hat später wiederholt seine Ansichten über die Aufgaben und Grenzen der Dialektdichtung, insonderheit der oberbayrischen, entwickelt.[2]) Das erste Erfordernis, das man an dialektische Dichtung stellt, sagt er, ist die Echtheit. Der Dichter muss sich aus der Bildungsfülle unserer Zeit so ganz ins »Element nichtswissender Naivetät« versenken, so völlig von der eigenen Denkart absehen, dass in jedem Gedicht wirklich der Bauer denkt, nicht der Dichter. Auch lasst den Bauer, wo es erforderlich ist, so grob sein, wie er es im Leben ist, nur erinnert euch zur rechten Zeit, dass er auch Herzenslaute hat, zuweilen tiefere sogar, als wir Glattgeschliffenen. Indem aber jede Gestalt, jede Begebenheit, jeder Gedanke in der Dialektdichtung echt sein muss, wird das Stoffgebiet derselben notwendig

[1]) Goethe, Ferneres über deutsche Litteratur: »Litterarischer Sansculottismus.«

[2]) Weil's mi' freut: »Vorrede«, und Kulturbilder aus Bayern: »Die oberbayrische Mundart.«

sehr beschränkt, dasjenige der oberdeutschen (insbesondere bayerischen) Mundart ungleich mehr, als das der plattdeutschen. Denn während das Plattdeutsch auch vom Bürger, vom kleinen Handwerker, überhaupt vom Städter gesprochen wird, ist die oberbayerische Mundart nur dem Bauer und bäuerlichen Leben, ja, streng genommen, nur dem Gebirgsbauer eigen; während das Plattdeutsch nur geographische Grenzen hat, bleibt das Oberbayerische auch auf einen bestimmten Stand beschränkt. Das bäuerliche Thun mit seinen Freuden und Leiden, die Wagstücke der Jagd, die Schelmenstücke der Verliebten, farbenreiche Feste und mitunter wohl die Irrungen zwischen Honoratioren und Untergebenen, das sind so die nächstliegenden und oft die einzigen Motive. »Eine Fülle köstlicher Einfälle, feiner Reflexion und kluger Beobachtung liegt gleichwohl auf allen Wegen, und mehr als irgendwo lässt sich hier mit dem Dichter sagen: Greift nur hinein ins volle Menschenleben....«



Aus Stielers Arbeitszimmer in Tegernsee.

Zu diesen Ansichten und Grundsätzen bekannte sich offenbar schon der Sammler der »Bergbleamln«. Das Sprachliche wie das Sachliche ist echt. Gleich die Widmung lässt an Derbheit nichts zu wünschen:

»Und soll i's hergeb'n jetzt? — dös Ding
(den Strauss, den er gepflückt hat) —
Auf d'letzt is bloss a Pfifferling?
Da habt's 'n — jeder kann dran schmecka,
Wem er net taugt, der schmeisst'n wega!«

Stieler verfiel in den Fehler der meisten Neulinge; er ging in der Anwendung der Kunstregeln, die er gewonnen hatte, zu weit. Darf man uns alle Täuschung hinwegtäuschen? kann der Künstler wirklich um alles Konventionelle in der Kunst herumkommen? Der Verfasser der »Bergbleamln« antwortet herzhaft — oder unbarmherzig? — Ja! Dem Franzosen, der vom Regen überrascht, in eine Bauernstube tritt, um »Reckenschirm« bittet, nicht verstanden wird und endlich auf einen Regenschirm in der Ecke deutet, entgegnet der biedere Hausherr:[1])

»Ha .... Spitzbua schlechter,
Was hast denn dös nit glei deutsch g'sagt,
Du Lapp, dass d'möchst a Paraplüa, —
Dös fremde G'schlamp verstehn i nia«.

Der Einfluss Kobells zeigt sich in den moralisierenden Gedichten der Sammlung. Da stellen Brunnen und Tannenbaum über den Menschen ihre Betrachtungen an, da betrauern die bayerischen Berge den Tod des Königs, knüpft ein Vater an die kreiselnden Holzscheite im Triftbach ein Gleichnis und so weiter. Wir finden ähnliches auch bei Kobell, aber besser. Der Jünger besitzt noch nicht die Kunst der knappen Fassung, der epigrammatischen Kürze. Aber dieses Zuviel lässt sich doch nur vom Sprachlichen sagen. Der Tiroler Bub', der auf alle Fragen des norddeutschen Sommerfrischlers nur die eine Antwort: »I woass nit« giebt, der Stellwagenkutscher, der jahraus jahrein dieselbe Strasse fährt und doch nicht die Namen der umliegenden Berge, Seen und Ortschaften kennt, der Verliebte, der nachts zum Fenster des Deandls hinauf »ganz stad — spöttisch — verträuli' — fuchtig — klug — grantig — ängstig — giftig — g'schaftig — bittend — kalt — b'sinnlich — pfiffig« redet und endlich »verschmaacht« abgeht — alle diese und anderen Gestalten sind urwüchsig und doch des Dichters eigenes Gewächs. Vom

[1]) A. a. O. 1.

leidigen »Mailüfterl« verspüren wir keinen Hauch. Der junge Mann hat Mut. Seit Hoods' tiefergreifendem »Lied vom Hemde« waren alle Näherinnen in Gedichten, Erzählungen u. s. w. blasse, sanfte Wesen, harmvoll und harmlos. Da stellt uns der Sammler der »Bergbleamln« auch eine »Nahderin« hin.

»Die Nahderinnen hocken 'rum
So stad, wie d' Fliegen in der Stub'n,
Heunt da, heunt dort — 's denkt nemand hin
Auf d' Nahderin«.

Der Hausherr zählt seine Barschaft, die Mutter geht die möglichen Heiraten ihrer Kinder durch, die Tochter, die etwas verwachsen ist, wovon niemand im Dorfe weiss, wechselt die Kleider — sie alle, ohne an die Näherin, die im Winkel sitzt, zu denken. Der Sohn kehrt angeheitert heim und bekommt von den Eltern alle seine geheimen Sünden zu hören — »aber ganz stad im Winkel drin

Hockt d' Nahderin.
Gott gnad enk, Mutta, Bua und Madel,
Die hat a Züngel wie a Nadel,
Die woass jetzt all's, im Winkel drin,
Die Nahderin!«

Unter den neunundsechzig Gedichten sind zehn schwermütigen Inhalts; dummen oder groben oder rauschigen Bauern begegnen wir in den »Bergbleamln« acht Mal, dem verschlagenen Bauer vier Mal, dem edelmütigen einmal.

Um zu zeigen, wo und wie Studiosus juris Karl Stieler seine Stoffe und Erfahrungen, seine »Bergbleamln« gesammelt hat, verweise ich auf seinen Aufsatz »Die Musik in den bayerischen Bergen«, der allerdings erst 1873 von ihm geschrieben wurde, aber auf seine Lehrjahre zurückgreift.[1]) Er enthält eine Fülle genauer Beobachtungen und Kenntnisse, unterrichtet über die Vorliebe und Befähigung der Hochländer für Musik, über Fiedel, Zither und Schwegel, über den

[1]) »Natur- und Lebensbilder aus den Alpen«, S. 294.

Juchezer, das Galmen (langes Trällern in hohen Jodeltönen) und über das Schnaderhüpfel, das bald Lock-, bald Trutzlied ist. »Also Krieg und Friede wird musikalisch in Szene gesetzt«, sagt Stieler am Schluss, »Festtag und Werkeltag haben ihren eigenen Klang,

Ausblick vom Kinderzimmer des Stielerhauses.

und wenn wir in später Abendstunde durch ein Bergdorf wandern, wenn nur noch ein einziges Fenster am Wirtshaus erleuchtet ist, so schallt doch durchs Fenster noch eine bekannte, trillernde Melodie; die letzten Zecher, die sich längst von aller Polizeistunde emanzipiert haben, sitzen hier beisammen, sie disputieren nicht mehr, sondern sie singen..... Wie manche ausgelassene Stunde, wie manchen hellen Sommerabend hab' ich im Kreise solcher jodelnden Holzknechte verbracht am Königssee, in der Wurzelhütte, in der Kaiserklause; das dumme Zeug, das wir dazumal den Lüften anvertrauten, hat doch kein Ver-

stand des Verständigen übertroffen. Dann aber, als die tollen Studentenjahre verwichen waren, trat ich als ehrsamer Praktikant in irgend ein Landgericht, natürlich ein solches, das zwischen hohen Bergen liegt. Oh, ich kenne Sie schon, sprach der Chef desselben mit würdevoller Stimme, Sie sind mir bereits vor zwei Jahren angezeigt worden wegen Absingens sehr bedenklicher Schnaderhüpfeln«.

So lernt man Dialekt.

Politische Ereignisse störten den üblichen Gang seiner Universitätsstudien. Als im Jahre 1866 der Krieg ausbrach, wurde Karl Stieler auf sein Ansuchen zum »Lieutenant auf Kriegsdauer« ernannt und dem achten Regiment zugeteilt. Der Standort desselben ist Passau, und Söhne des Bayerischen Waldes bilden den Kern der Mannschaft. Das Regiment kam nicht ins Treffen, sondern blieb in Passau. Ein Biograph Stielers sagt von dessen Dienstzeit folgendes: »Der Leutenant fand nun durch seine Beliebtheit unter den Soldaten, durch seine Kenntnis der Denkart der Leute Gelegenheit genug, durch unendliche Liebesbriefe, die er für die Mannschaft schrieb, durch Schnadahüpfeln und andere Dinge sich vollkommen auch hier einen Platz im Herzen der Leute zu sichern, was um so auffälliger ist, als der Dichter, seit sein politisches Denken begann, niemals seinen liberalen reichsdeutschen Standpunkt verhehlt hat«. Wir sind überzeugt, dass Stieler durch sein offenes, freundliches Wesen, durch kleine Gefälligkeiten und grosse Gerechtigkeit die Zuneigung seiner Untergebenen gewonnen hat,[1]) doch schwerlich durch Schnadahüpfeln. Ein Offizier, der seiner Mannschaft Schnadahüpfeln vorsingt, während die Truppen im Felde stehen, ist doch nur in einer Operette möglich. Auch hat der Waldler »für musikalische

[1]) Ich verweise auf die Briefe Stielers an seine Mutter, aus Passau und Mindelstetten.

Genüsse wenig Sinn«.[1]) Und inwiefern hat sich Stieler wegen seines »reichsdeutschen Standpunktes« im Jahre 1866 im Gegensatze zu seinen Landsleuten befunden?

»Wir Bayern fürchten uns nit«, sang damals Hermann Lingg. Allerdings lernten sie nicht das Fürchten, wie sie vier Jahre später bewiesen, doch immerhin machten sie sehr überraschende und ausserordentlich nützliche Erfahrungen. Als ehrlicher Mann sprach Stieler diese Einsicht und seine veränderten Ansichten nach beendigtem Feldzuge offen aus. Doch hat er das Unglück der Seinen niemals schriftstellerisch verwertet. Das war taktvoll. Nur einmal erwähnt er in einem gedruckten Aufsatz sein Dienst- und Kriegsjahr. In einem Nachruf an den Prinzen Karl,[2]) der trotz seines Missgeschicks als edle, wahrhaft ritterliche Erscheinung in unserem Gedächtnisse fortlebt: »Kurz nach dem Friedensschlusse vom 22. August, bevor die bayerischen Truppen auseinandergingen, war noch eine grosse Revue bei Ingolstadt. In Strömen goss der Regen auf die Tausende herab, die da versammelt waren; wir standen regungslos in Reih und Glied, hier sah ich den Prinzen Karl zum letztenmal in Uniform. Blass und gebückt ritt er im Schritt die Front entlang, es lag Müdigkeit in seinen Zügen, die nicht den Körper allein berührte. Ohne es zu ahnen, war er Zeuge geworden, wie jener morsche Bau zusammenbrach, bei dessen prunkvoller Gründung er einst vor fünfzig Jahren in Wien zugegen war; nun stand er einer neuen Ära und einer fremden Welt gegenüber«.

Im Jahre 1867 machte Karl Stieler die Abgangsprüfung trotz Bergfahrten und Almenabenteuern mit sehr guter Note und wurde beim Tegernseer Landgericht der

---

[1]) »Land und Leute im Bayerischen Walde« von Karl von Reinhardstoettner, Bayerische Bibliothek, 17. Bd., S. 69. Ein anderer Biograph Stielers spricht von dem wilden Waldler. Man höre auch darüber Prof. von Reinhardstoettner, diesen Kenner des Waldes, a. a. O., S. 45 ff.

[2]) Stieler, »Aus Fremde und Heimat«, S. 236.

»ehrsame Praktikant«. Seine gerichtsamtliche Thätigkeit war nicht von langer Dauer. Nach glücklich bestandener Staatsprüfung trat er als Konzipient in die anwaltschaftliche Praxis; nachdem er aber an der Heidelberger Universität sich den Doktorhut geholt hatte, entschied er sich für die akademische Laufbahn, verzichtete bald auch auf diese und wurde Beamter des bayerischen Reichsarchives in München. Archivar, Urkundenbewahrer! Wie er später gestand, hatte er eine gewisse romantische, also falsche Vorstellung von den Aufgaben und Pflichten eines solchen. Es gab da soviel bedächtige,geschäftsmässige, tägliche Arbeit. Und dann »O Almwind und Himmelsblau!« Was er den Mönch »in der Schreiberzelle« sagen lässt, hat er wohl an sich selbst erfahren:

Stielers Lieblingsplätze:
Das Lusthäuschen in Tegernsee.

». . . . . .
Und weltentronnen rast' ich hier
Vor meinem Pergament, dem weissen,
Und geize nach Gelehrsamkeit . . . .
Doch oft im Lenz lacht lindes Wetter;
Dann fällt mir oft ein Sonnenstrahl
Herein in die vergilbten Blätter,
Da wach' ich auf mit einem Mal.
Und Buch und Feder werf' ich nieder,
Und alle Weisheit war ein Wahn!
. . . . . «

Für die kleinen Entbehrungen und Enttäuschungen im Amte, in welchem er im Jahre 1882 zum Assessor befördert wurde, entschädigte ihn reichlich sein häusliches Glück. Er besass in seiner Mutter auch die beste Freundin, sah seine Geschwister brav und wohlgeborgen; der Kreis seiner Freunde erweiterte sich; seine ersten

prosaischen Arbeiten finden sofort Aufnahme in der »Allgemeinen Zeitung«. Und wenn er anfangs schrieb, um reisen zu können, so kann er bald reisen, um zu schreiben.

Stieler lässt in seinen hochdeutschen Gedichten einen Spielmann sagen, dass deutsches Blut unstät Blut sei, das man auf allen Wegen finde, und dass der Deutsche daheim von Wanderlust und draussen von Heimweh geplagt werde. Das sprach er nun sicherlich aus eigenster Erfahrung. Wer seine Aufsätze Stück für Stück durchgeht, möchte glauben, dass er in den Jahren von 1866—1885 Tag und Nacht unterwegs gewesen sei. Mit einer Rundreisekarte springt er in den abfahrenden Zug und reist in einer bestimmten Richtung so weit wie möglich, nicht ohne an allen Haltestellen das Sehenswerte sich anzusehen, sammelt in verhältnismässig kurzer Frist eine unglaubliche Menge von Eindrücken und kehrt dann Hals über Kopf in die Heimat zurück, um dort mit Rucksack und Alpenstock con amore die Thäler zu durchzustreifen und die Berge zu erklettern. Der Beifall, den seine Reisebriefe in der »Allgemeinen Zeitung« beim Publikum fanden, mag seine angeborene Wanderlust gesteigert haben, jedenfalls steigerte die Übung seine Begabung, rasch das Wesentliche zu sehen, und seine Kunst, das Gesehene zu schildern. Erfreulich auch ist es, dass der Gebrauch von Fremdwörtern, der in den ersten Aufsätzen beinahe absichtlich erscheint, mit seiner zunehmenden Darstellungskraft abnimmt.

Im Sommer 1867 war er in Paris. Nur um ein Jahr älter als Stieler, im Jahre 1801, hat Heinrich von Kleist seine erste Pariser Reise gemacht. »In seiner Meinung über Paris war Kleist mit sich selbst uneins: zwar wendet er, wie vor ihm Rousseau und Herder, vor der Überkultur und den Lastern der Grossstadt sich mit schaudernder Feindseligkeit ab, nach »Natur« verlangend, aber doch zieht es ihn an

den Ort, wo Herrscher gestürzt und Herrscher gemacht werden. Das Haschen nach dem Genuss, das er hier wahrzunehmen glaubte, stiess seinen unbestechlich strengen Sinn ab; allein er verschmähte doch nicht, das bunte Treiben kennen zu lernen, und seine Schilderungen von Paris, so schwarz sie auch gesehen sind, zeugen aufs neue von seiner guten Beobachtung. Und der Einblick in grosse Verhältnisse, den er hier erlangte, musste auch dem Dramatiker zugute kommen; erst in Paris ist Kleist voll zum Dichter geworden.«[1]) Alle diese Sätze Otto Brahms über den grossen märkischen Dichter, mit Ausnahme des letzten, passen auf den Pariser Aufenthalt Karl Stielers. Nur hat der keineswegs verbitterte junge Bayer womöglich noch dunkler gesehen, als der schon in tiefster Seele leidende Preusse. »Ein eminent praktischer Sinn, aber in den kulantesten Formen, ein energischer Geschäftsverkehr, aber mit einer musterhaften Ordnung sind vielleicht die Eigenschaften, die am ersten nach aussen treten ..... So günstig wie die Stadt berühren den Fremden auch ihre Bewohner. Ich sage nicht die Franzosen, denn wer in Paris war, hat diese nicht gesehen«. Also lobend hebt Stieler seinen Pariser Bericht an.[2]) Doch

Stielers Lieblingsplätze:
Die Poetenbank im Garten der Frau Kleinschrot in Tegernsee.

[1]) Otto Brahm: »Heinrich von Kleist«, 1884, S. 51.
[2]) »Aus Fremde und Heimat«, S. 79 ff.

je länger er schreibt, desto stärker fühlt er sich im Gegensatz mit der neuen Umgebung. Er vermisst die Teilnahme des Parisers an den politischen Ereignissen, den Gemeinsinn und gründlichen Unterricht. »Der riesige Absatz der Abendblätter in den Strassen liegt nicht in dem Wunsch nach Bildung, sondern nach Unterhaltung«. Für die Unterhaltung wird ihm zuviel gethan. Die »demonstrative Natur der Franzosen« zeigt sich schon bei Knaben und Schulmädchen. »Kein Volk könne so wie die Franzosen Reklame machen. Wenn man so jahrelang und so prinzipiell den Unwert mit dem Wert verwechseln hört, das muss doch den Charakter einer Bevölkerung beeinflussen! Der Gegensatz zwischen Falsch und Echt stumpft sich ab, denn man verliert den kritischen und bald auch den moralischen Massstab dafür«. Sehr richtig, aber in der Reklame waren die Amerikaner den Franzosen doch von jeher »über«. Mit Recht ist er über die »femmes de Paris« entrüstet. Aber das sind ja sehr viele Franzosen auch. »Nur wenige besitzen Geist«, sagt er; immer noch zu viele zuviel, könnte man sagen. Und lassen sich denn nur Franzosen von ihnen verblenden, die Franzosen, die er nach seiner eigenen Behauptung nicht gesehen hat! Und ist auch alles wahr, was man davon erzählt? Die Hausbedienerin bringt ihm den Logenplatz für die Oper. »Sie reichte ihn mir mit einem leisen Zucken. Diese Nummer war einst mein Platz, sagte sie dann, ich fuhr mit meinem eigenen Wagen ins Theater« . . . Ich würde ihr nicht geglaubt haben, er aber glaubt's, und ihn schaudert. Man merkt, er hat sich in Paris nicht wohl gefühlt. Sehr vielen andern seiner Landsleute ist es dort ebenso ergangen. Der Deutsche ist nur daheim Kosmopolit. Gott sei Dank, müssen wir vorläufig, und hoffentlich noch lange sagen! Der Abschied, den Stieler von Paris nimmt, ist düster. »Unruhig flunkerte das Lämpchen über den roten Sammetkissen; ich war allein im Wagen, und es war Mitternacht. Draussen lag Paris; das Mondlicht schwamm über dem

alten Babylon, wo jetzt noch der wilde Reigen der Freude kreist. Über den Tuillerien standen graue Wetterwände, und ein langer Wolkenstrich war davor, der aussah, wie eine schwarze Hand. Neben der Hand aber waren dunkle Streifen wie eine Schrift in riesigen Hieroglyphen. Wer kann sie entziffern? Sie mahnt an Mene tekel!« Das liest sich heute wie eine Weissagung. Indes — das Landschaftliche wirkte immer stark auf Stielers Stimmung; der lange Wolkenstrich war schuld. Wenn er an einem klaren Morgen aus Paris durch die fruchtbare, freundliche, reinliche Umgebung gefahren wäre, würde er schwerlich an Belsazar und Daniel gedacht haben. Zum Propheten war Karl Stieler viel zu liebenswürdig.

Im Jahre 1868 reiste er »durch Österreich nach Norden«.[1]) Von Wien sagt er: »Jedes Haus am Ring und auf den Boulevards ist ein Palast, aber Stil hat keines. Das ist begreiflich, denn der Stil wächst langsam, und das Geheimnis der Gegenwart liegt in der Geschwindigkeit« .... »Aus der heutigen Architektur ist alle Inbrunst gewichen, ruft er in der farbenreichen Dämmerung der Stephanskirche, es werden nicht mehr die Gedanken der Generationen, sondern nur noch die Gulden, die sie dafür bezahlen, hineingebaut. Ehrgeizig sind sie, diese neuen Werke, aber die alten sind ehrwürdig«. Ehrwürdig sind sie doch wohl nur, weil sie alt sind. Und sollte ein im Aufriss grossartiger, in der Ausführung vollkommener Eisenbau der Neuzeit nicht auch auf das Gemüt, das heisst ästhetisch, wirken!

Nachdem er den Garten von Schönbrunn gesehen hat, wird er der Gegenwart wieder froh: »Wir freilich leben im Zeitalter der Erlösung! . . . Das alte Römerwort, das viele so wehleidig im Munde führen, das tempora mutantur, ist der Triumph der Weltgeschichte«. So rasch wechselt mit der Umgebung seine Stimmung!

---

[1]) »Aus Fremde und Heimat« S. 1 ff.

Der Tadel, den er gegen Pest richtet, dass sein Gegenüber, Ofen, eine Rumpelkammer mit kulturhistorischem Schmutz sei, ist heute, da die ungarische Hauptstadt hüben und drüben einen herrlichen Anblick bietet, hinfällig. Doch hat sich Stieler über die Lebenskraft Budapests schon damals nicht getäuscht. »Dennoch steuert Pest mit allen Segeln einer grossen Zukunft entgegen . . . . Wie die Menschen, so haben auch die Städte ihre Lebensstufen, und Pest steht jetzt in der Fülle der Jugend. Selbst die (nationale) Exaltiertheit passt hiezu. Pest kommt mir neben den andern Städten der Monarchie vor wie eine nachgewachsene Schwester, die nun in Flor kommt, während die andern schon etwas passées sind«.

Er »jagt« durch Böhmen. In Prag empört ihn »die brutale Verachtung des deutschen Wesens«, und er führt mit Recht das Wort Bluntschlis an: »Nicht alle Nationen sind von Natur aus Staatsvölker; nicht jede ist berechtigt sich als Volk zu konstituieren«. Sobald vaterländische Empfindung und Gesinnung zur Frage kommt, ist Karl Stieler im Harnisch, schnell und schneidig.

Dresden berührt den Reisenden aufs angenehmste. »Weder das Übermass der Grossstadt, noch der Mangel der Kleinstadt belästigt uns. Was die Bevölkerung betrifft, so vereinigt sich in ihr ein kosmopolitischer Sinn mit der Stammeseigentümlichkeit aufs beste. Freundlicher als in Norddeutschland, ist man zugleich fleissiger als im Süden. Darum ist Dresden auch gewissermassen ein Sammelpunkt für die Fremden aus ganz Europa, und dies allein kann bisweilen genieren. Denn in jedem Gasthofe trifft man Ausländer, von denen einer mehr Spektakel macht, als ein Dutzend Deutsche«. In diesen Zeilen verrät sich der Altbayer, dem unter Fremden niemals wohl wird, der Altbayer, der im Auslande dem guten Gasthof eines Eingeborenen die schlechte Herberge eines Zuzüglers vorzieht, wenn dieser zufällig ein geborener Bayer ist, der Altbayer, der in einer aus-

ländischen Wirtshalle sicherlich im düstern und verlassenen Winkel sich niederlässt. Was den »Spektakel« betrifft, hat Schoppenhauer bekanntlich das Gegenteil behauptet, nach ihm machen wir Deutsche den meisten Lärm.

Stieler kommt nach Berlin mit den Erfahrungen aus dem Jahre 1866. Also mit gewaltigem Respekt. »Überall glaubt man (dort) dem Genie zu begegnen, und allenthalben trifft man nur die Disziplin. Das ist im Anfang eine Enttäuschung, eine Ernüchterung . . . Die Begeisterung fehlt im Charakter der Stadt. Worin liegt dann ihr Geheimnis? Berlin ist die Stadt der Arbeit . . . Politische, wissenschaftliche, industrielle Arbeit wird hier vollzogen, ohne Rast und ohn' Ermüden. Aber das merkt man nicht am ersten Tag. Die Bewunderung, die das verdient, der Erfolg, den das erklärt, kommt uns allmählich erst zum Bewusstsein. Wir werden nirgends geblendet wie in Wien, nirgends bestochen wie in Paris, aber am fünften oder sechsten Tage merkt der schaulustige Fremde, dass er im Gegensatz zum allgemeinen Geiste steht. Das ist kein angenehmes Gefühl, und am zehnten oder zwölften Tage fällt er sich selber als Nichtsthuer auf«.

Vom Hamburger Hafen sagt er, dass derjenige, welcher ihn beschreiben wolle, »einen realistischen Pinsel führen müsse und bunte Farben«. Der Versuch gelingt ihm nicht zum besten. Doch wenn er die Werft das Spital des Meeres und die lecken Schiffe die riesigen Patienten nennt, bewährt er seine ureigene, glückliche Begabung.

Minder günstig als die Stadt wirken ihre Bewohner auf Stieler. »Der Einfluss amerikanischer Lebensweise ist unverkennbar in Hamburg, und es lässt sich gar nicht sagen, wie oft man an die Schilderung der Yankees gemahnt wird. Bei ihnen ist die hohe Schule der Rücksichtslosigkeit, und wer nach hause kommt, setzt hier nun die Methode fort; die Matrosen positiv mit den Ellenbogen, die Gentlemen negativ, durch

Ignorieren .... Dass sich damit sehr wertvolle Eigenschaften verbinden lassen, wird niemand in Zweifel ziehen, insbesondere ist der Gemeinsinn in Hamburg, wie in allen Republiken, hoch entwickelt. Aber die wertvollste Eigenschaft von allen bleibt doch immer das Geld«.

Die Urteile eines Reisenden über Grossstädte sind doch nur ein Raten. Welchem Laien wird beim Besuch einer Maschinenwerkstätte sofort der Zusammenhang der Dampfmaschine, des Triebwerkes und der Arbeitsmaschinen klar, vom geometrischen Zusammenhange nicht zu reden! Wie will man nun in jenen ungeheuren Werkstätten unserer tausendjährigen Kultur im Vorübergehen das Verhältniss zwischen Kraft und Arbeit schätzen!

Stieler fährt nach Helgoland. Der Anblick des offenen Meeres ergreift ihn, aber merkwürdigerweise ist er in der Schilderung matt und farblos. »Es ist ein unbeschreiblicher Moment, wenn man hinauskommt aufs Meer. Die Wirkung ist so frappant, als entstünd' es erst jetzt vor unsern Augen, als würde das Unermessliche in dieser Sekunde vor uns ausgebreitet, da unsere Blicke es erfassen und messen wollen«. Für denjenigen, welcher an Bord das offene Meer erblickt, ist das Packende nicht der verschwimmende Gesichtskreis, sondern das Nahe: bei bewegter See die rollende Woge, bei ruhiger das vielmaschige, fürchterliche Wellennetz und der plötzliche Wandel der Färbung. Nicht viel klarer wird er sich über seine Ergriffenheit auf der Düne von Helgoland. »Unser Leben, unsere Stürme sind es, die da draussen wogen, unsern Auf- und Niedergang bedeutet jeder Tag, der aus den Wellen steigt und in die Wellen versinkt. Daher rührt die Ergriffenheit, mit welcher wir am Strande des Meeres stehen; es setzt der Hoffnung keine Schranke und der Verzweiflung kein Mass; es ist unermesslich wie die Seele. Jedem zeigt die trügerische Flut das eigene Bild, denn das Meer ist ein Proteus, der vor unsern Augen seine Wunder wirkt«. Wenn uns das

Meer nach Belieben hoffen oder verzweifeln lässt, wenn wir unser Leben in seinem Wellenspiele sehen, kann das Meer wahrhaftig nicht trügerisch genannt und mit Proteus, der in bestimmter Absicht sich verwandelte, verglichen werden.

»Drei Tage, nachdem ich von Helgoland abgereist war, sass ich in einem oberbayerischen Stellwagen und fuhr ins tiefe Gebirge hinein. Da gab es kein Meeres-

Stielers Lieblingsplätze:
Das Wirtshaus »zum Glasel« bei Tegernsee.

rauschen und kein Schnellzugtempo und keine Beefsteaks mehr. Von den fünfzehn Bauern, die auch drinn sassen, kannte nicht einer den Namen von Helgoland«.

Wir besitzen aus demselben Jahre zwei Aufsätze Stielers: »Die Bittgänge im bayerischen Hochlande« und »Das Fingerhackeln«.[1]) Mit welchem Behagen, welcher Kenntnis und Anschaulichkeit schildert er in jenem den Zug der frommen Waller durch das Loisachthal und im »Hackeln« den Herbstnachmittag in einem Wirtshause des Isarthals. Da sind die Fensterscheiben, durch welche sonst die Benediktenwand schaut, ange-

[1]) »Aus Fremde und Heimat«, S. 135.

laufen, und im dicken Ofen knistert ein Feuer. Am grünangestrichenen Tisch sitzen ein paar Flösser und necken sich. O mei Hansei, sagt der Jörgl; dich zieht ja dein Dirndl beim Finger fort. Da fährt Hansei grimmig auf: Ich will dir's gleich sagen, wer mich beim Finger fortzieht, du einmal nicht. Geh her, wenn du Schneid' hast, ob du dich hackeln traust — Hansel streckt den Arm über den Tisch, und Jörgl hackt sich blitzschnell in den gekrümmten Zeigefinger ein. Die Kraftprobe beginnt, und sie endigt mit der Niederlage des Spötters und dem Schnaderhüpfel des siegreichen Hansels:

Und der Teufel hat Hörndl,
Und ich hab' mein Dirndl,
Und dös Dirndl mag mi,
Weil i a Hauptspitzbua bi'.

Im Frühjahr 1870 machte Stieler seine italienische Reise und feierte Ostern in Rom.[1]) Er beschreibt den Ostermorgen. »Leise bewegt strömte die warme Luft über die Stadt der sieben Hügel hin, goldene Ruhe lag über den Ruinen der Kaiserpaläste, am gelblichen Mauerwerk der Häuser spielten die frühen Strahlen, und aus den Gärten, die dahinterlagen, ragten die Zypressen in den tiefblauen italienischen Himmel. Es war jenes Blau, das von der Sehnsucht nach dem Süden untrennbar ist, in dem der Wandervogel sich wiegt, wenn er den nordischen Winter flieht, dies Blau der Äneide und der Odyssee«. Wiederum verdirbt er uns durch Hereinziehen des Altertums die Stimmung. Das Blau spielt in der Äneide wahrlich keine Rolle. Arma virumque cano . . . Anschaulich schildert er uns das bunte Gewühl vor und in der Peterskirche beim päpstlichen Hochamt. Doch ergriffen wird er nur einmal, während der Wandlung. »Nach Beendigung der Messe ward der Papst auf einen prächtigen Thronsessel gehoben und in der Kirche herumgetragen. Die weissen Fächer von Straussenfedern

[1]) »Aus Fremde und Heimat«, S. 135.

zu beiden Seiten, das ganze Gefolge der Kammerherren und Prälaten, und der müde alte Mann mit den ausdruckslosen Mienen und dem toten Pompe, vor dem die Menschen auf die Kniee fielen, das war kein Bild der Hoheit«. Ich kann mir nicht versagen, dieser Beschreibung des päpstlichen Festzuges diejenige folgen zu lassen, welche Stieler von der Fronleichnamsprozession im bayerischen Gebirge macht.[1]) »Zwischen hohen, schwankenden Halmen wandert der bunte Zug hindurch; wie die roten Wimpel der Fähnlein wehen, wie das goldene Kreuz im Sonnenlichte glitzert! Und dazwischen der Kindergesang und die feinen Glöcklein, die den Baldachin begleiten, wo die blauen Weihrauchwölkchen gen Himmel fliegen. Drüben vom spitzen Kirchturm schallt das Läuten herüber, so klar, so melodisch, jeder Ton ein Friedensgedanke. Und über dem allen glänzt die Morgensonne, glänzt dies Himmelsblau, das so siegreich in unsere Seele dringt. Da sinkt das Mütterlein, das auf dem Wege wartet, ins Knie und segnet das Leben, ihr müdes Leben. Hinter dem Himmel, unter dem das Allerheiligste getragen wird, schreiten die Würdenträger des Dorfes. Kein Hofmarschall mit goldenen Tressen, kein Zeremonienmeister ordnet ihre Reihe. Die landesüblichen Heiligen und die Standbilder der Ortskirche begleiten den Zug, vor allem das Marienbild, das von Mädchen getragen wird. An vier Stellen des Weges sind Altäre aufgerichtet für die Evangelien, einer steht auch am Feldkreuz, wo die dichten Buchenzweige den Waldrand bekränzen. Dort wird der Segen gegeben mit der leuchtenden Monstranz; die Gebirgsschützen aber mit blankem Stutzen und grünem Federhut bilden die Ehrenwache, und von den Bergwänden hallt das Echo der Freudenschüsse hinein ins Alleluja«.

Der Vergleich fällt entschieden zu gunsten der ländlichen Feier aus.

[1]) »Natur- und Lebensbilder aus den Alpen«, S. 168.

Auch das ist bezeichnend für die litterarische Persönlichkeit Stielers, dass unter seinen hochdeutschen Gedichten nur zwei an seinen italienischen Aufenthalt erinnern. Das oben erwähnte Lied »Auf wälschen Wegen«, das nur ein Seufzer nach der Heimat ist, und »In der Campagna«.[1]) Der Tiber rauscht, die Luft ist schwül; eine Hirtin ruht bei der trägen Herde. Das Haupt zurückgelehnt, die Arme um die Kniee geschlungen, starrt sie ins Blaue; der Wind spielt mit ihrem langen Haar. So verrinnt ihr Stunde für Stunde.

»Zur Blume schwebt der Schmetterling,
Zum Meere rauscht der Tiber,
Ihr war in dieser Stund', als ging'
Das Glück an ihr vorüber«.

Abgesehen davon, dass der wehende Wind den Eindruck der Sommerschwüle schwächt, wird die Campagna durch die Erwähnung des Tiber allein nicht gegenwärtig. Und doch hat Stieler auch in Versen mit wenigen Strichen ein landschaftliches Stimmungsbild zu zeichnen sehr wohl vermocht.[2]) Ich führe zum

---

[1]) »Neue Hochlandslieder«, S. 145.

[2]) Ein um Stielers Würdigung wohlverdienter Kritiker sieht in dieser Anschaulichkeit seines Stils »den biographischen Faktor des Künstlersohnes«. Nicht glücklich jedoch scheint er mir die Behauptung zu begründen. »So versetzt uns Karl Stieler nach Italien, er will uns ein Stimmungsbild zeichnen, unter Zypressen wandelt ein Liebespaar, und er setzt hinzu: mit sinnender Hand die Zweige streifend. Sofort meinen wir ein deutliches Genrebild in leibhaftiger Anschauung vor uns zu sehen, trotzdem die Sprache uns doch nur Begriffe und Ideen, aber niemals Anschauungen geben kann; wir möchten es malen, und weil wir es zu malen wünschen, glauben wir es zu sehen. Es ist die Idee zu einem Bilde, zu einer Anschauung, nicht ein Bild selbst und weil es malerische Idee ist, ist es dichterische Malerei«. (!) Ob die sinnende Hand, die sehr spröden, aufrechten Zweige der Zypressen streifend, realistisch ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls haben wir ähnliche Züge die Fülle bei Dichtern und Prosaikern, die nicht Künstlersöhne sind. Und wieso kann uns die Sprache nur Begriffe und Ideen, aber niemals Anschauungen geben? Ἰδέα kommt von ἰδεῖν, schauen! — Wir haben genau genommen keine allgemeinen Begriffe, wir haben den Trieb zu benennen, und wir haben Namen. (H. Taine, de l'intel-

Beweise die »Hirgschtnacht« (Herbstnacht) aus den »Bergbleamln« an:

's is Hirgscht! — A lichte kalte Nacht,
Langsam geht auf der Mo'*);
Ob'n funkeln d' Stern und lauter Stern,
So weit ma schaug'n ko'.

D' Berg stehent da, als wie im Schlaf,
Die Tanna san im Traam,
Glatt, wier a Spieg'l, is der See,
Am Ufer lahnen d' Baam. —

's is alles laar; 's is alles stad —
Grad über'n Gangsteig her
Ziehgt hoam beim Mond a Jagerbua
Mit'n Rucksack und mi'n G'wehr.

Da drent glanzt a derfallen's Dach,
Neam'd geht dort ein und aus;
Schnell ziehgt**) der Bua — der Daxel luust***),
Dort hoasst's: »Dös tote Haus«.

*) Der Mond. — **) zieht, geht. — ***) horcht.

Übrigens ist die römische Hirtin eine Milchschwester der Frau Irmintrud in den Hochlandsliedern: [1])

Die Wälder ruhn, die Berge blauen,
Es spielt der Wind auf weiter Flut,
Da sitzt im Söller unsrer Frauen
Frau Irmintrud.
. . . . . .
Frau Irmintrud mit den goldnen Haaren,
Frau Irmintrud mit dem süssen Blick!
Sie spricht: So schau ich hinaus seit Jahren . . .
Und wart' auf Glück!

---

ligence, I L. 1, chap. II). — Ob es sich um einen Körper handelt, um uns selbst oder ein andres belebtes Wesen, ob die Operation Perzeption heisst, Akt des Bewusstseins, Erinnerung, Induktion oder reiner Begriff, immer ist unsere Operation ein Block, dessen Moleküle Wahrnehmungen und Bilder sind, die mit Bildern verbunden sind, welche zu Gruppen zweiter Ordnung vereint, einander wechselseitig ins Leben rufen. (H. Taine, ibid. IV, L. III, chap. I). —

[1]) »Hochlandslieder«, S. 27.

Beim Ausbruch des Krieges war Stieler längst wieder in der Heimat und zwar in seinem Landhause am Tegernsee, wie wir aus dem Aufsatze »Der Entscheidungskampf in Bayern« ersehen, in welchem er anfangs den jähen Aufbruch der Sommerfrischler beschreibt: »Das war ein seltsames Bild auf der langen eintönigen Strasse, die aus den Bergen an die Bahn führt. Nur die Landschaft allein war ruhig; der tiefe Duft, der über den Wäldern lag, blaute so friedlich, die schwüle Nachmittagsstunde warf ihr heisses Gold über Wiesen und Wege. Wagen um Wagen rollte dahin; die Koffer waren halb verschlossen, der Abschiedsstrauss, den man fast widerwillig mitgenommen, war halb zerdrückt. Viele, die sich nie gesehen, sprachen sich an wie alte Bekannte, viele, die ein langes Jahr auf das Wiedersehen gewartet, fuhren nun im Fluge an einander vorüber. Der Wagen machte einen kurzen Ruck, man reichte sich die Hand durchs Fenster, und ein tiefer letzter Blick sagte alles das Ungesagte. Es war keine Zeit zu langem Aufenthalt — es war der 15. Juli, die Stunde der Entscheidung. Der Schnellzug, der aus dem Süden kommt, trifft am späten Abend in München ein«. Bei seiner Ankunft bietet ihm die Stadt ein ungewohntes Schauspiel; aufgerüttelt sind die Bewohner aus ihrer Alltagsweise und Behaglichkeit. »Auf allen Strassen standen dichte Gruppen, die mit so fremdartigem Eifer sprachen, dass man glauben konnte, es sei eine fremde Sprache«.

Er war nicht nur aus innerster Empfindung, er war auch dank seinem klaren Verstande vom ersten Augenblicke an ein deutscher Mann. Wie wir zur Ehre Bayerns sagen können, mit der grossen Mehrheit seiner Landsleute. Als die Abgeordneten zur Verhandlung wegen der Kreditforderung von sechsundzwanzig Millionen zusammentraten, war der Platz vor dem Ständehause überfüllt. »Offiziere aller Waffen waren versammelt, Beamte aus allen Ministerien, Gebildete aus allen Ständen. Es war kein Pöbel, es war die Elite

der Münchner Gesellschaft, die das ganze Gewicht des Augenblicks begriff und mit besorgter Miene die Entscheidung erwartete«. Als endlich, um zehn Uhr nachts, des Wortschwalls droben ein Ende war, und bei der Abstimmung die Regierung einen entschiedenen Sieg errang, brach die standhaft harrende Menge in donnernden Jubel aus.

Stieler, der sicherlich unter diesen Tiefbewegten, Jubelnden sich befunden hat, widmete von Stund an seine Zeit, seine Kraft dem Vaterlande. Mit dem Bericht

Stielers Lieblingsplätze: Auf dem Wege zum »Glasel« bei Tegernsee.

über den Entscheidungskampf in Bayern beginnt die Reihe von Aufsätzen aus den Kriegsjahren, die Professor Dr. Ratzel nach dem Tode Stielers unter der Überschrift »Durch Krieg zum Frieden« herausgegeben hat. Wie nahe bringt uns schon jener erste Bericht den warmblütigen Reichsfreund! Es dünkt ihm schmachvoll für einen Stamm, vom grossen Heerbann sich auszuschliessen. So durchdrungen ist er vom schönsten Ehrgefühl, dass die Frage über die Zukunft, die Sorge über den Ausgang des Krieges gar nicht zur Sprache kommen.

Wenige Wochen später begleitete er einen Zug mit Lebensmitteln im Auftrage des Hilfsvereins über die Vogesen. Dadurch wurde er Zeuge des furchtbaren Ringens um Strassburg und der Übergabe, er sah die von Granaten zerwühlte Walstätte, Truppen- und Gefangenenzüge, überfüllte Lazarete und verödete Dörfer. Aber seine Seele war überall, wo Deutsche kämpften. Auf grund seiner persönlichen Erfahrungen und nach Mitteilungen befreundeter Offiziere bietet er uns eine Fülle ergreifender Einzelzüge, bringt er uns die Blutarbeit, wie die Erhabenheit des Krieges vor Augen, versetzt er uns aber ebenso lebendig in die freudvolle, leidvolle Stimmung in Dorf und Stadt daheim. Es fliesst ihm von der Feder, doch ist er zu taktvoll, um über fürchterliche Ereignisse »geistreich plaudern« zu wollen, noch wird er jemals schwulstig. Sein Können wächst mit den Eindrücken, die er in dieser Welt der That täglich, stündlich empfängt. Im »Entscheidungskampf« finden wir noch manchen undeutschen Satz, wie diesen: »(Der nationale Gedanke) war nur passiv gewesen, er war zur Disposition gestellt, nun aber ward er mit einem Male provoziert, er musste Stellung gegen einen räuberischen Gegner nehmen, und darin lag das Akute der Situation«. An solcher Geschraubtheit hat er in der Folge keine Freude mehr. Er schreibt schlicht, warm und wahr. Nur eins sei noch erwähnt, was ich in einer neuen Auflage getilgt wünschen würde. Im Aufsatz »Die Deutschen in Versailles« macht er ein Anlehen bei sich selbst. 1868 schrieb er vom Garten von Schönbrunn[1]): »Da ist der ungeheure Garten mit seinen breiten, bekiesten Wegen und den flachen abgezirkelten Blumenbeeten. Da sind die rauschenden Kaskaden und die mauerhohen, geschnittenen Bosketts, die mit langen, heimlichen Laubgängen sich kreuzen. Nackte Marmorgötter schauen aus den grünen Nischen, wie geschaffen für ein Liebespaar in Rokoko. Un-

[1]) Fremde und Heimat, S. 7 ff.

willkürlich meint man, wenn die Sonne untergeht, es müssten die dekolletierten Damen mit Fächer und Schleppe aus einer der Alleen treten, gefolgt von gepuderter Höflingsschar. O, die Bücklinge und Intriguen, die lüsternen Blicke des achtzehnten Jahrhunderts; wer müsste hier nicht an das ganze Treiben denken? Ein Grauen beschleicht mich, so oft ich durch einen dieser Gärten à la Versailles hingehe, die einst der Tummelplatz der Tyrannis waren. Welche Raum- und Zeit-, welche Geist- und Geldverschwendung steckt darinnen! Welche Völkerverschwendung! Ein Grauen, sag' ich, beschleicht mich, denn erst die Guillotine schnitt den Faden dieser Tradition entzwei!«

In den Stimmungsbildern aus den Jahren 1870—71 sagt er von den Gärten von Versailles:[1] »Da liegt der künstliche Park vor uns mit seinen breiten, bekiesten Wegen und den flachen abgezirkelten Blumenbeeten. Da stehen rauschende Kaskaden und mauerhohe zugeschnittene Bosketts, die sich mit langen heimlichen Laubgängen kreuzen. Nackte Marmorgötter schauen aus den grünen Nischen, wie geschaffen für ein Liebespaar in Rokoko, und wenn die Sonne untersinkt, so meint man unwillkürlich, es müssten die dekolletierten Damen mit Fächer und Schleppe aus einer der Alleen treten, gefolgt von gepuderter Höflingsschar. Hier war es ja, wo einst die fromme Maintenon auf- und niederrauschte und ihr zur Seite der glatte Abbé, hier war es, wo man die lettres de cachet erfand. Diese Bücklinge und Intriguen, diese lüsternen Blicke des achtzehnten Jahrhunderts; man fühlt ein Grauen, wenn man heute ihrer gedenkt. Welche Raum- und Zeit-, welche Geist- und Geldverschwendung steckt darinnen — welche Völkerverschwendung! Eine glänzende Hohlheit regierte, und dies forcierte Talent, diese götzenhafte Verehrung des Königtums, dies unterdrückte Elend der Massen nennen

[1] »Durch Krieg zum Frieden« S. 164 ff.

die Franzosen noch heute mit Bewunderung le siècle de Louis Quatorze.«

Eben weil Schönbrunn eine Nachahmung von Versailles ist, passt nicht ein und dasselbe Wort der Abfertigung auf beide. Wie geziert oder zierlich, lüstern oder leidenschaftlich die Gesellschaft gewesen sein mag, die sich im Garten von Versaillés ein Stelldichein gab, dieser selbst bleibt — auch wenn wir alle Mängel gelten lassen — ein grossartiges Kunstwerk.[1]) Man darf von einem Deutschen im Jahre 1870, vollends von einem warmblütigen Dichter, nicht verlangen, dass er vom grand siècle Gutes spricht. Und als Dichter bewährt sich Stieler in seinen Feldberichten in weit höherem Grade, denn als Staatsmann. Er hasst den Feind des Vaterlandes gründlich; undenkbar ist ihm, dass auch da dereinst die Ungleichnamigen einander anzögen. . . . Und doch hat der edle Perikles eines Tages an König Artaxerxes, den Erbfeind, Gesandte und Geschenke geschickt, um beide Arme gegen Sparta frei zu haben.

Ebenso brav wie unbesonnen fährt Karl Stieler nachts hinaus an die Batterie, auf welche die bedrängte Festung »eine Kugel um die andre« sendet; er stiehlt sich in Begleitung eines Schanzarbeiters in das schon verwüstete, noch immer beschossene Kehl.[2]) Unter alten Kastanien, deren Stämme von den Granaten zerfleischt sind, liegen die mörderischen Splitter. Nahebei ist ein kleiner Garten, in dem reife Pflaumen und Pfirsiche winken; die Umfriedung ist in Schutt verwandelt, nur die Eingangsthür blieb erhalten, und auf derselben steht mit goldenen Buchstaben: A mon idée. Eine Granatkugel schlägt in seiner Nähe ein und mahnt ihn an den Aufbruch. »Noch drei Geschosse flogen über uns hinweg, noch eine Viertelstunde lang im Bereich

---

[1]) Ich verweise über diese Frage auf Karl Hillebrands herrlichen Aufsatz (leider nur Fragment im VII. Band der »Zeiten, Völker und Menschen«).

[2]) A. a. O., »Unter dem Donner der Strassburger Geschütze«.

der feindlichen Kanonen, ging ausserhalb der Stadt der Weg über Feld und Flur. Dann wurde ihr Donner bald von dem unsrigen übertönt. Trat eine Pause ein, ein kurzes Atemholen der Batterien, dann lag der Sternenhimmel mit unermesslichem Frieden über uns. Niemand kam des Weges, nur in der Ferne sah man dann und wann eine Dragonerpatrouille reiten, oder hörte ein Fuhrwerk«.

Die Sammlung »Durch Krieg zum Frieden« enthält einen vier Jahre nach der Sedanschlacht geschriebenen Aufsatz »Zum Tage von Sedan«, dessen Einleitung eine überraschende Ähnlichkeit mit derjenigen des obigen Abenteuers hat. Stieler trägt im »Unter dem Donner der Strassburger Geschütze« dem Obersten in Kork die Bitte nach Kehl gehen zu dürfen, vor, wird aber abgewiesen. »Doch die Extreme berühren sich, wie unsere Nachbarn, die Franzosen, sagen, was mit Hilfe des Ministers nicht gelang, das gelingt vielleicht durch die Hilfe des Bauern. Wir schlossen uns einem solchen in blauer Bluse an, der eine Hacke über der Schulter trug und eben von den Schanzarbeiten kam. Hacke und Schaufel ist hier ein Passepartout und besser als jeder diplomatische Pass u. s. w.« Und er besteht in Begleitung des Landmanns glücklich sein Abenteuer.

Im »Zum Tage von Sedan« heisst es: »Um der Eintönigkeit unseres Dorflebens einigermassen abzuhelfen, hatten wir wiederholt versucht, wenigstens Zutritt zu den Batterien selbst zu erhalten, aber trotz der besten Empfehlungen und Legitimationen ward derselbe unerbittlich versagt.

Nun (dachte ich mir), was dem Gentleman und der Empfehlung des Ministers nicht gelingt, das gelingt vielleicht dem Bauer oder der Protektion eines Bürgers; steigen wir also um eine Stufe herunter.

Der Metzger, der jeden Tag das Fleisch über Legelshurst und Kork an die Nordbatterie spedierte, hielt sein Fuhrwerk regelmässig vor unserm Wirtshause an und trank dort seinen Schoppen, ehe er weiter fuhr.

Da er einverstanden war, mir für den Abend die Rolle seines Knechtes einzuräumen, so lieh ich mir vom Wirt die Kleider, blaue Bluse (!) und Zipfelhaube, und an der Seite des wohlbekannten Lieferanten kutschierte ich lustig über das reichbebaute Feld. Dass ich, als wir an Ort und Stelle waren, wacker helfen musste, die schweren Brust- und Rippenstücke abzuladen und auszuwägen, versteht sich von selbst, ich war ja Fleischergeselle für diesen Abend; aber mein Wunsch war doch erfüllt, ich hatte die Batterie erreicht«.

Die Vermutung, dass beide Aufsätze ein und dasselbe Abenteuer behandeln und der Erzähler später der Nebenumstände ungenau sich erinnert habe, liegt nahe. Doch ein Abenteuer endigt nicht wie das andre: »Langsam knarrte die Thür unseres kleinen Hauses; mir war zu Mute, als käme ich von einem Kirchhof heim«, (Unter dem Donner u. s. w.; »Durch Krieg zum Frieden« S. 85). Bei der Batterie dagegen erfuhr der Ahnungslose, dass Napoleon gefangen sei und einhundertundachtzigtausend Mann sich ergeben hätten. Stieler war Zeuge, wie die Botschaft und der Jubel drüber durch all die langen Reihen von einer Schanze zur andern sich fortpflanzten. »Spät am Abend fuhren wir heim durch die grünen Felder am Rhein; fremde Menschen sprachen uns an und wollten die Bestätigung der grossen Kunde hören. Es war fast Mitternacht, als wir an Ort und Stelle kamen in unser kleines Quartier. Auch hier war noch alles in voller Erregung«. Dort war die Nachricht schon abends verbreitet worden. »Allein kein Mensch glaubte dem abenteuerlichen Gerüchte«. (»Zum Tage von Sedan«, a. a. O., S. 115 ff.) Der Unterschied zwischen den glaubensseligen Thätigen und den zweifelnden Müssigen giebt zu denken.

Somit steht fest, dass Stieler am Sedantage vor Strassburg gelegen hat; dennoch gelingt es ihm in »Drei weltgeschichtliche Tage« (a. a. O., S. 119) das ungeheure Ereignis, das er einen Offizier berichten lässt, mit der Anschaulichkeit und Wärme eines Augenzeugen

darzustellen. ». . . . Nach einem Eilmarsch, als es nahe an Mittag war, erreichten wir abermals die Höhen . . . Etwa sechs Stunden weit lag eine prachtvolle Landschaft zu unsern Füssen, umrahmt von fernen Wäldern, glänzend im milden, blauen Herbstlicht. Und welcher Schauer, welche vulkanischen Gewalten wüteten auf diesem Feld. Acht Dörfer, die in diesem Rahmen lagen, waren in Brand geschossen; mehr als tausend Geschütze begannen ihr mörderisches Spiel. Allmählich legte sich der Rauch in breiten Wolken über das Gefilde, aus den umwölkten Massen sah man die mächtige Festung Sedan hervorragen, die rechts im Thale stand. Das Hauptfeuer, welches wir drüben gewahrten, rührte von den Mitrailleusen her; ohne Unterlass hörte man das unheimliche Geknatter der Batterie . . .« So schildert er den Riesenkampf bis zum Aufhissen der weissen Fahne am Turme der Feste... »Wie feierlich war der Morgen, der diesem Tage folgte. Die Sonne zerriss den Nebel, und ein prachtvoller mächtiger Choral schallt aus dem nahen preussischen Bivouac herüber. Uns allen erbebte das Herz bei diesen Klängen, und aus tiefster Seele dankten wir diesmal dem Ewigen«.

Der Herausgeber nennt Stielers Erinnerungen an 1870 und 1871 Beiträge zur Geschichte des Herzens des deutschen Volkes; er hat recht. Eine Schilderung wie diejenige der Siegesfeier in den bayerischen Bergen muss die Jungen wie die Alten ergreifen. Der Aufsatz beginnt: »Gott ist mit uns: auch die Schlacht von Metz ist gewonnen.« Er gedenkt des Jubels in den grossen Städten. Aber auch in das stille Land der Alpen war die Siegesbotschaft gedrungen. Der Landbriefträger verkündet sie von Haus zu Haus, der Postillon schmückt seinen Hut mit dem schönsten Federbusch und bläst ein Lied ums andre; die Zeitungen bestätigen die Nachricht, und des Jubels ist kein Ende.

»Es war nirgend ein Befehl von oben erschienen, und doch, als es Abend wurde, brannten auf allen Höhen die Freudenfeuer. Das ganze Innthal entlang, und vom

Inn bis zu den Quellen der Isar, im Chiemgau und in den Bergen des Königssees, überall schlug die Freude in lichten Flammen empor.

Da stand der Wendelstein, die alte Warte der Bergesfreiheit und des Berggesangs, und grüsste leuchtend hinüber ins Leizachthal; da stand die Kampenwand und winkte herab auf die weiten Gefilde zu ihren Füssen. Wie ein Freudenstrahl leuchtete der Feuerschein um die alten, steinernen Züge des Karwendelgebirges; der Watzmann, ein König im Osten, trug sein brennendes Diadem, und nun gar der Untersberg, dem durfte seine Krone nicht fehlen! Im Untersberg sitzt ja der alte Kaiser und harrt auf die deutsche Einheit und auf die Wiedererstehung der deutschen Macht. Es ist ein weiter Weg von der trotzigen Feste im Elsass bis zu seiner Gruft, aber mich däucht, er hat den Schlag gehört, und die Freudenthränen flossen ihm in den weissen Bart.

O, wer in solcher Stunde auf den Bergen stand! Es war eine Sternennacht, so klar und glühend, als hätte er seinen prächtigsten Mantel angethan zu unserem Feste. Hier auf den steinernen Wällen brannten die Wachtfeuer der deutschen Treue, und drunten lag unermesslich das schöne, heilige Deutschland. Es waren dieselben Sterne, die über dem Schlachtfelde glänzten und über den Wogen der Nordsee! Wir waren einig und sind es!«

Diese von Berg zu Berg grüssenden Lohen erinnern an die berühmte Stelle in des Äschylos »Agamemnon«:

> Brand flog auf Brand, in stetem Flammenlaufe sich
> Fortwindend, hierher. Ida strahlt' auf Hermes' Feld
> In Lemnos' Eiland, und von hier den grössten Strahl
> Empfingen Athos' Höhen u. s. w.

Nicht zum Nachteile unseres Dichters. Denn die Deutschen und Franzosen schlugen sich nicht weniger brav, als die Dardaner und Ilier, und der Preis war der gleiche: die nationale Ehre! und der Sieg war schöner.

Ostern 1870 war von Stieler in Rom gefeiert worden, am Ostermorgen 1871 stieg er zum Wendelstein empor, dessen Name am schönsten klingt von allen Bergen des bayerischen Hochgebirges, zum Wendelstein, auf dessen Gipfel (über sechstausend Fuss hoch) eine kleine Kapelle steht. »Kein Priester und kein Diener stand hier, nur der Frühlingswind war der Pförtner und öffnete die kleine Thür«. Aus den Dörfern in der Tiefe hörte er leise das Geläut der Kirchenglocken; er wusste, dass man für die im Felde Gebliebenen betete. Auch er betet für sie und für das grosse geeinigte Vaterland.

Bucht vor dem Stielerhause in Tegernsee.

Der Frühling jenes Jahres war wohl sein schönster: Am 17. Mai 1871 führte er die Geliebte heim, ein Mädchen, dessen natürliche Eigenschaften, Erziehung und gesellschaftliche Stellung eine wolkenlose Ehe verbürgten. Wie er ein Jahr früher seine Braut gewonnen hatte, erzählt er selbst im Winteridyll.

Gedenkst Du noch der hellen Maienstunden?
Ihr wart die ersten frühen Sommergäste,
Du und die Deinen, in dem holden Neste:
Im Herrenstüblein sassen wir beim Wirt
Allabendlich, zu zehnt, zu sechst, zu viert,
Der zeitungslesend, jener schlummertrunken,
Du mit der Arbeit — und ich selbst versunken
In Deinen Anblick, während tief und still
Die Wanduhr tickt — — —

Er fuhr sie Tag für Tag im Boot auf dem See.

Und einmal fing er an:

von süssem Leid zu sagen,
Von bangen Nächten und von sel'gen Tagen
Und wie's mich ruhlos durch die Welt hin triebe,
Und von dem Schönsten auf der Welt, der Liebe.
.....
Dich hab' ich lieb —
Und wen hast Du lieb — —«

Da fuhr das Schifflein auf den grünen Strand,
Auf meinem Hals lag eine weisse Hand,
Und meine Lippen schloss ein sel'ger Kuss.
So lass mich sagen, was ich sagen muss
(Sprachst Du ganz leis), nun bin ich ewig Dein!
Was frägst Du noch? — Kann's denn ein andrer sein?

Es war von allen Tagen seines glückhaften Lebens der beste Tag.

Ohne leidenschaftliches Empfinden, lebhafte Einbildung und Beweglichkeit wird man kein Dichter, aber wie sehr Unruhe, rasch auflodernde Flammen und dunkle Wünsche ihn im Laufe der Jahre quälen mochten, bei seinem Weibe, bei seinen Kindern — Else, Dorothea, Irmingard — fand er immer wieder Trost, Läuterung und das wahre Glück. Vom Winteridyll sagt der Herausgeber, der sich nicht nennt, aber offenbar mit dem Dichter innig befreundet gewesen ist, dass Stieler sich getrieben gefühlt habe, die Summe des Besten und Tiefsten darin niederzulegen, was sein Herz lebenslang bewegt. Und mit welcher süssen Glut spricht er im Idyll von seinem Weibe, dass sie ihm jeden Tag verkläre, dass sie sein guter Stern sei und sein ganzer Trost. In der Widmung der »Neuen Hochlandslieder« (Frühling 1881) sagt er, dass sie der Sonnenschein sei für all sein Dichten und Trachten:

Die Augen selbst noch jugendhelle,
Die blonden Kinder an der Hand:
So steht Dein Bild auf meiner Schwel'e —
Glückauf! ihr Lieder, fahrt ins Land!
Im Leben walten Kampf und Waffen,
Im Liede milder Klang und Ruh'!
Ein sel'ger Mann hat euch geschaffen,
Doch dass er selig ward, schufst Du!

Am Lebensgange Karl Stielers sehen wir, dass häusliches Glück, bürgerlich geordnete und behagliche Verhältnisse dem geistigen Aufschwung nicht hinderlich sind. Er entwickelte vom Jahre 1871 bis zu seinem Ende eine ausserordentliche Thätigkeit als Reiseschriftsteller, Dichter, Redner und Kulturhistoriker, und zwar mit stetig zunehmender Kraft und Bedeutung. Dabei setzen die meisten seiner Unternehmungen Lebensfrische und Beweglichkeit voraus.

Seit langem sind die bilderreichen Reise- oder Länderbeschreibungen in Prachteinbänden eine gangbare Ware des Bücherhandels. Ein Schriftsteller, der nicht nur gut, sondern auch flink arbeitete, war für die Verleger der rechte Mann. Stieler bereiste und beschrieb in ihrem Auftrage das bayerische Hochland und Salzkammergut, Schwaben und das Rheingelände, Italien und Belgien.

Oskar Blumenthal hat die Land- und Wasserfahrten, Anthologien und Klassikerausgaben mit Abbildungen Tapezierlitteratur genannt. Es sind illustrierte Bädecker für jene wunderlichen Zimmerreisenden, die gern hoch zu Buch die Erde durchwandern — und da jede Reise ihre Beschwerden haben muss, so wird ihnen neben den Illustrationen eben auch ein begleitender Text geboten. So macht man seine Rheinfahrt, so liest man sich durch Skandinavien bis zum Nordkap herauf, so erblättert man die höchsten Berge .... Eine recht dankbare Aufgabe, zu diesen Büchern für Nichtleser den Text zu schreiben«. Das ist sehr witzig, sehr treffend gesagt, nur ist bei alledem die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die Texte gut geschrieben sind. Ich glaube, dass sehr viele die Wanderungen Stielers mit Vergnügen und Nutzen gelesen haben, trotzdem die Bücher nicht handlich sind. Da der Zeichner auf die treue Wiedergabe der Wirklichkeit, auf Städte- oder Landschafts- oder Trachtenbilder sich beschränkt, werden wir nicht enttäuscht, wie bei so sehr vielen »Klassikerillustrationen«.

In einem Bergthal Oberbayerns wird niemand Palmen erwarten. Die Vorstellungen, die sich die einzelnen davon machen, werden alle einander ähnlich sein, dagegen dürfte der ahnungsvolle Engel Gretchen sich in jedem Kopfe anders malen. Die beste Beschreibung von Dorf und Stadt, Wald und Feld bleibt hinter einer leidlichen Photographie zurück. Hinwieder bringt uns der Text dasjenige zu Gemüte oder ins Gedächtnis, was der Landschafter nicht vor Augen bringen kann. So zeichnet R. Püttner in den Schwarzwaldidyllen[1]) das Dorf, das an der Strasse von Ottenhöfen auf die Hornisgrinde im Schatten uralter Bäume liegt. Stieler führt uns von da weiter bis zum Gipfel und zeigt uns hinaus ins Land nach allen vier Seiten des Windes. Vom Höhgau am Bodensee — sagt er — bis in den Taunus reicht der Blick, vom Gebiete der Donauquellen schauen wir weit hinüber über die Ebene des Rheines bis in die Gipfel der Vogesen. Und das alles ist unser, ist deutsches Land! ..... R. Püttner bringt — auch in der Rheinfahrt — ein Bild der Via mala: im Vordergrunde Steinblöcke, krauses Wurzelwerk und Baumleichen, nackte Felsenwände hüben und drüben und hoch oben den Brückenbogen, winzig in diesem Höllenschlund, und dahinter, höher, im hellsten Tageslicht, stürzende Wasserfluten und ein Stück der am Berg hinan sich windenden Strasse. Wir sehen alles, was den Namen Via mala erklärt, das furchtbare Gebirge, die Finsternis und Tiefe des Abgrundes und den »schwindlichten Steg«.[2]) Dazu schreibt nun Stieler: »Schon am Beginne seines Laufes, kaum eine halbe Stunde von der Quelle entfernt, tritt der Kampf der jungen Fluten mit dem alten Berggestein in schauer-

---

[1]) »Rheinfahrt«. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen, L. W. Hackländer (Stuttgart, bei Kröner).

[2]) Schillers Berglied, das als eine Schilderung der Via mala gelten könnte, nur ist die Brücke hoch über der furchtbaren Tiefe »nicht erbauet von Menschenhand«.

licher Weise zu Tag; der Fluss stürzt jählings in einen Abgrund hinunter, der von gähnender Tiefe ist, die Felsen bedecken ihn, er ist dem Blick entschwunden, er ist begraben, er erstickt. Fast sieht es sich an, als wollten die Felsen ihn von neuem gefangen nehmen, nachdem er kaum entronnen; man hört es, wie er um seine Freiheit, sein Leben ringt, donnernd hallt das Brausen empor. Aber siegreich schlägt er sich durch, und wie der junge Herakles die beiden Schlangen erwürgte, so überwindet der Rhein schon in der Wiege die beiden Mächte, die sein Dasein gefährden — Eis und Fels. Seine Kindheit verrät den einstigen Riesen, aber selbst die Namen, die seinen Ursprung begleiten, haben eine mythische Grösse, denn die Alpenmatte, die der Quelle des Hinterrheins gegenüberliegt, heisst das Paradies, und der Schlund, in den er hinunterstürzt, die Hölle. Zwischen beiden hindurch erobert er sich die Welt«. So wird das Bild durch das Wort ergänzt, indem der Dichter die Bergeinsamkeit mit »donnerndem« Geräusch belebt; so erleichtert er uns die Vorstellung des jungen Rheines für immer, indem er die Namen jener Höhen und Tiefen nennt.

In die Schilderung Strassburgs flicht er ein Gedicht, das sein Gemüt aufs schönste offenbart, es schliesst:

Aber nun wir dich gefunden,
Erst nach langem, hartem Strauss,
Sind uns heilig deine Wunden,
Heilig sei dir unser Haus.
Sei, beschirmt von unserm Schilde,
Deiner Jugend eingedenk:
Deutsche Freiheit, deutsche Milde
Sei dein erstes Gastgeschenk!

Deutsche Freiheit, deutsche Milde! Anders lautet die Vorschrift, die ein Dichter und Denker vor dreihundert Jahren »über die Behandlung neuerworbener Städte oder Fürstentümer« gegeben hat und die folgendermassen beginnt: Es giebt drei Wege, sie zu behandeln. Der erste ist, sie zu grunde zu richten

(rovinarli) u. s. w. [1]) Nun will ich unsern Landsmann an Grösse und Wirkung sicherlich nicht mit Machiavelli vergleichen, doch das Wort des einen, wie des andern spiegelt die Zeit, und da freue ich mich, dass ich der Zeitgenosse Karl Stielers bin — wenn schon auch heute noch nicht in allen Fällen »Deutsche Freiheit, Deutsche Milde« ausreichen dürften.

Stielers Lieblingsplätze: Der Chiemsee, Blick nach Herrenwörth.

Das Beste in diesen bildgeschmückten Wanderbüchern sind die Schilderungen des bayerischen Gebirges. Aus der Fülle seiner Erfahrungen giebt er eine Reihe anziehender Kulturbilder; er führt uns ins Haus des Gebirgsbauern, zeigt uns die Dörfler bei der Arbeit und beim Vergnügen, auf Almfahrten und auf Abwegen, in den Aufsätzen: Haus und Brauch; der Schuhplattlertanz; vom Haberfeldtreiben; die Wildschützen; beim Sonnenwendfeuer; Almenleben. [2]) Köstlich weiss er uns auch Lust und Leid der städtischen Sommerfrischler zu schildern.

---

[1]) Machiavelli, der Fürst, c. V.
[2]) Bayerisches Gebirge u. s. w., S. 143 ff.

»Horch nur wie es giesst, sagt die Mutter zum Vater, und dieser schüttelt den Kopf und spricht: 's ist doch infam hier auf dem Lande. — Horch nur, wie es giesst, sagt die ältere Schwester zur kleinen, aber diese schüttelt den Kopf und spricht: 's ist doch famos hier auf dem Lande«. [1])

Die eine und andere Landschaft ist von Stieler wiederholt geschildert worden. Immer hat die jüngere Arbeit Vorzüge vor der ersten Fassung; von Jahr zu

Stielers Lieblingsplätze: Kloster Herrenwörth im Chiemsee.

Jahr schreibt er klarer, schlichter und — allerdings auf Kosten der Naturseligkeit, inhaltreicher. Man vergleiche die Aufsätze: Der Chiemsee, Zum Königssee, In der Kaiserklause, Füssen und Hohenschwangau in den Wanderungen im bayerischen Gebirg u. s. w. mit: Am Chiemsee, Winterreise an den Königssee, die Kirchweih in der Kaiserklause, Hohenschwangau und der Fernpass, in »Natur- und Lebensbilder aus den Alpen« und »Aus Fremde und Heimat«.

Zu Bildern nachträglich den Text — in mundart-

[1]) Wanderungen im bayerischen Gebirge; Regentage im Gebirge, S. 187 ff.

lichen Versen — schrieb Stieler für zwei Defregger-Albums. Er selbst hat sich über diese Aufgabe in »Franz Defregger und seine Bilder« [1]) ausgesprochen, einer begeisterten Lobrede auf seinen berühmten Freund: »Solche Aufgabe ist stets ein schwieriges Problem; der Dichter soll sich streng an den Inhalt des Bildes anschliessen, und doch muss das Gedicht selbständig für sich bestehen, es darf nicht zur Umschreibung des Bildes herabsinken, es darf nicht bloss gesagt werden, was schon gemalt ist. Je vollendeter nun ein Bild ist, je erschöpfender es seinen Stoff zum Ausdruck bringt, desto weniger bleibt auf den ersten Blick für den Dichter übrig, aber wenn man dann tiefer und länger hineinblickt, dann empfindet man das Gegenteil. Dann fühlt man erst, welcher künstlerische Fond in einem solchen Motive liegt, wie sein Inhalt förmlich zur Ausgestaltung und Weiterbildung drängt. Defreggers Bilder fangen von selber zu sprechen an«.

Indem ich vorausschicke, dass die Doppelgabe der Freunde, Bild und Wort, ungeteilten Beifall, jubelnde Aufnahme beim deutschen Publikum gefunden haben, darf ich ein leises, ein unmassgebliches Bedenken äussern. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Tirol bin ich der Überzeugung, dass die Gestalten Defreggers nicht nordwärts, sondern südwärts von Schwaz zu suchen sind. Die bajuwarische Mundart jedoch reicht nur bis Schwaz. Schon bei Hall hat die Sprache des Volkes eine andere Klangfarbe. Ich besitze handschriftlich einige Gedichte »in der Mundart der Gegend von Hall«, deren Verfasser, der inzwischen verstorbene Freiherr L. von Hohenbühel-Heufler, sich um die Erhaltung der Tiroler Altertümer, um die Erforschung des Tiroler Sprachtums unschätzbare Verdienste erworben hat. Ich setze zur Erläuterung meiner Behauptung Strophen des einen und des andern Dichters, in denen die Mutter das Wort führt, neben einander:

[1]) Kulturbilder aus Bayern, S. 255.

(Hohenbühel.)

Hans'l, wo soll i denn
Nehmen die Milch?
Sechse marschieren schon
Lustig in Zwilch.

Plentene Knödel und
Türggenes Mues;
Er hat leicht reden, und
I han die Buess.

Zwindlen in Windlen, o
Dös ist a Pracht;
Schau nur, mei Hans'l, schau!
Schau nur! oans lacht.

Nennst du dös Annele,
Nenn' i dös Hans;
Schenere wass i nit
Aufi bis Lans.*)

*) Lans bei Innsbruck.

(Stieler.)

Am Tisch sitzt d' Mutter dort
Mit blaue Aug'n;
Es gaab' wohl Arbeit gnua,
Und do' muass s' schaug'n:

Wie halt dös Kindei lacht
In seiner Wiegen,
Wie's d'Handln auffihebt —
»Geh, bleib nur liegen!

Du möchst wohl aussi gern,
Was hast heraussten?
Da geht erst d' Mühsal an,
Im Leben draussten«.

Und d' Mutter schaugt so fein:
»Geh, bleib' nur liegen —
Dös is dei schönste Zeit
In dera Wiegen!«

Da nun Stieler die Echtheit über alles setzt, von der dialektischen Dichtung aber sagt, dass sie »die Denk- und Anschauungsweise einer bestimmten Kultursphäre, eines bestimmten Stammes zum Gegenstande nimmt, dass sie in ihren lyrischen Teilen die eigentümliche Gemütsart, in ihren Epigrammen die Fehler und Schwächen desselben aufdeckt«: darf er einen Bauer aus dem Passeier- oder Wippthal wie einen aus Tegernsee oder Schliersee reden lassen?! Aber auch wenn mein Einwand berechtigt ist, wird die Wahrhaftigkeit der Gedichte selbst, ihre Kraft und Innigkeit um kein Titelchen geschmälert. Ein gutes Gedicht hat keine »Pointe« nötig, aber die schalkhaften Schlusswendungen Stielers sind nichtsdestoweniger ein Zauber. Defreggers »Brautwerbung« stellt einen bäuerlichen Vater dar, der für seinen dummen, dicken Sohn um ein Mädchen freit. Und schon hat sich die Mutter erhoben, um den Bewerbern Bescheid zu geben. Also wie steht's, frug Stieler seinen Freund, kriegen sich die zwei? »Da sagte er (Defregger) ganz verblüfft: Ja, das weiss ich nicht . . .«

Und nun entscheidet Stieler, schildert den Auftritt, das verdächtige Lachen des Dirndls, die Blödigkeit des Verliebten, das Hin und Her zwischen seinem Vater und ihrer Mutter, die Spannung der kleinen Geschwister.

No, Mutter, wie is's jetzt?
Hat der Alte z'letzt g'fragt.
Ja, Vater, a so is,
Dass's nix is, hat s' g'sagt.

Stielers Lieblingsplätze: Bucht auf Herrenwörth im Chiemsee.

Die oben erwähnte Studie Stielers über den merkwürdigen Lebensgang und die künstlerische Entwickelung Defreggers gehörte zu den Vorträgen, die von Stieler in verschiedenen Städten Deutschlands und Österreichs auf Einladung litteraturfreundlicher Gesellschaften gehalten wurden. Denn inzwischen war er eine litterarische Persönlichkeit geworden, und in Zeitungsnachrichten und Buchhändlerreklamen hiess er nicht mehr der bekannte, sondern der berühmte Verfasser. Seit dem Erscheinen der Bergbleamln war er als vielgewandter Mitarbeiter der Allgemeinen und Kölnischen Zeitung, als munterer Sänger der Fliegenden Blätter mit dem Publikum immer in Fühlung geblieben, doch erst nach acht Jahren liess er seinem Erstlingswerk eine zweite Samm-

lung mundartlicher Gedichte unter der Überschrift »Weil's mi' freut« folgen, der schon im nächsten und übernächsten Jahre zwei andre sich anreihten.[1]) Jeder dieser drei dünnen Bände errang einen vollen Erfolg. Die Presse, die den Verfasser der Bergbleamln wenig ermutigt hatte, die Presse, die, ich will nicht sagen, den Wert eines Kunstwerkes, aber seinen Preis bestimmt, ergab sich ihm jetzt ohne Wenn und Aber und für immer. Das war wichtig. Denn man kann Verfasser

Stielers Lieblingsplätze: Frauenwörth im Chiemsee.

vielgelesener Bücher und doch schon bei Lebzeiten tot, begraben und verschollen sein.

Freilich, der urwüchsigen Heiterkeit jener drei Gedichtsammlungen konnte auch der griesgrämigste Kunstrichter nicht widerstehen. Dann und wann kommt auch der Ernsthafte auf den Gedanken, dass doch nicht das Schaudern, sondern das Lachen der Menschheit bestes Teil sei.

Niemand mehr konnte diese »Neuen Gedichte« auf

---

[1]) »Weil's mi' freut«, neue Gedichte in oberbayerischer Mundart, mit einer Vorrede: Über Ziele und Grenzen der Dialektdichtung, 1876; »Habt's a Schneid?« neue Gedichte u. s. w., 1877; »Um Sunnawend«, neue Gedichte u. s. w., mit »A Fürred'«, 1878.

Kobell beziehen. Stieler steht nicht nur auf eigenen Füssen, sondern auch auf eignem Gebiet. Vom Jäger- und Hirtenleben, von Wild und Wald, von der romantischen Liebe auf dem Lande ist in den drei Bänden wenig die Rede; wir sehen und hören den Bauer, den oberbayerischen Gebirgsdörfler, und zwar in jungen und in reifen Jahren, in behaglichen und in kümmerlichen Verhältnissen, in heiteren und ernsten Stunden. Die grossen geschichtlichen Ereignisse hatten für den oberbayerischen Volksstamm eine Bereicherung des Lebensinhalts zur Folge, dadurch wurde denn auch das Stoffgebiet der oberbayerischen Dichtung erweitert. »Alle Dinge, die dem öffentlichen Leben, dem Gemeinwohl, dem Gesamtinteresse angehörten, — sagt Stieler in der Vorrede zu »Weil's mi freut!« — existierten bis in die jüngsten Jahre einfach nicht für den bäuerlichen Gedankenkreis, die Leute hatten keinen Begriff davon, und die Sprache besass kein Wort dafür. Wer vor zehn Jahren dem Bauer politische Reflexionen in den Mund gelegt hätte, der wäre einfach affektiert gewesen und hätte gegen jenes Grundprinzip der Echtheit und Wahrhaftigkeit verstossen, weil er seine eigenen Gedanken einem Kreise unterschob, der nichts davon wusste, noch wissen wollte. Und jetzt? Jetzt wird auf jeder Bierbank, wo ein paar Bauern zusammensitzen, politisiert, tausende gehen zur Wahl, die früher kaum das Wort gekannt, und dies alles, was ehemals fremd war, ist nun eigenartig und echt geworden, ist jetzt wirklicher Bestandteil des bäuerlichen Denkens und Lebens«.

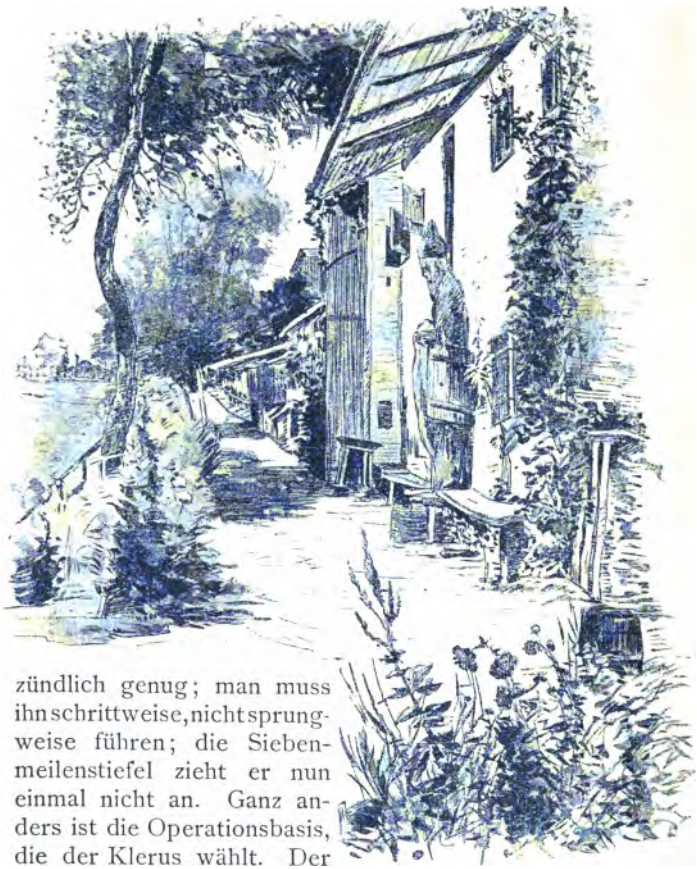
Diese neue Erscheinung, der Bauer in staatsbürgerlicher Thätigkeit, im Strudel der Welt- und Wahlhändel, ist in den drei Büchern mit köstlicher Laune geschildert. Wie die politischen Anfänge Hansei's und Michels ausfallen würden, hatte Stieler vorausgesehen. Seine Abhandlung »Das bäuerliche Element in den bayerischen Landtagswahlen«, im Jahre 1869 geschrieben, offenbart seine genaue Kenntnis der bäuerlichen Verhältnisse, der

herrschenden Strömungen und dunklen Mächte. Den Schlüssel zum Verständnis unserer Bauern habe man in der Kulturgeschichte der Vergangenheit:[1]) »Den Bauer hat der Feudalismus erzogen, nicht bloss den einzelnen, sondern den ganzen Stand. In solcher Schule wird man schüchtern, devot, unselbständig nach oben, nach unten aber und gegen seinesgleichen gewaltthätig, hart und hochfahrend ..... Nichts drängt so sehr zum Unrecht als Rechtlosigkeit, und welche Rechtshilfe hatte der Bauer, solange sein Herr die Gerichtsbarkeit und ein Pfändungsrecht für seine Abgaben hatte? Wer mochte da wohl klagen, wo man den Teufel bei seiner Grossmutter verklagte? ..... Wir zwar in Bayern haben frühzeitig eine milde und weise Verfassung erhalten, aber sind deshalb von dieser Zeit an auch die Menschen verfassungsmässig geworden? Hatten die Beamten und vor allen die Unterthanen nun auf einmal den konstitutionellen Sinn, weil das Land eine Konstitution hatte? Draussen im Land und auf dem Lande ging es noch lang in den alten Bahnen weiter, und wenn auch der Feudalismus dem Ende entgegenging, sein Bastard war da und war lebendig, und das ist die Bureaukratie. In ihr verkörperte sich die Autorität des Staats; in ihren Händen lag die Erziehung des Volks. Man betrachte doch einmal einen echten Landrichter aus jenen Tagen — nur etwa ein Bild, das man noch in der Familie hat, und das vielleicht gar unser seliger Grossoheim war«. Von den Zuständen nach 1848 sagt er: »Gerade die, welche am lautesten für den Forschritt Spektakel machen, nützen ihm auf dem Land am wenigsten, denn Schwadronieren an sich ist noch nicht populär, und jedem Gedanken, der zu extrem sich äussert, setzt der Bauer sofort seine Hintergedanken entgegen. Es mahnt ihn dies forcierte Benehmen an die gewisse Unbeholfenheit, mit der er selber zu kämpfen

---

[1]) »Aus Fremde und Heimat«: Das bäuerliche Element etc., S. 311 ff.

hat, und das macht ihn misstrauisch. Fanatisieren lässt sich der Bauer nicht (ehe nicht alles drunter und drüber geht), denn sein Naturell ist nicht beweglich und ent-



Stielers Lieblingsplätze:
Auf Frauenwörth im Chiemsee.

zündlich genug; man muss ihn schrittweise, nicht sprungweise führen; die Siebenmeilenstiefel zieht er nun einmal nicht an. Ganz anders ist die Operationsbasis, die der Klerus wählt. Der Fortschritt möchte die Intelligenz, die Energie, den frischen Sinn des Volkes auf seine Seite ziehen, er möchte die Vorzüge des Volks besitzen; der Klerus aber ist im

Besitz seiner Schwächen. Dies ist noch eine ganz andere Macht. Die Liberalen ‚lieben' das Volk erst seit kurzer Zeit, der Klerus aber ‚liebt' es schon lange, und alte Liebe rostet nicht. Damals, als der Gutsherr

Stielers Lieblingsplätze: Auf Frauenwörth im Chiemsee.

den Beutel und der Staat den Verstand der ‚Unterthanen' malträtierte, blieb der Geistliche allein im Verkehr mit dem Gemüt der Menschen. Je schlechter es ihnen auf Erden ging, desto schöner staffierte er ihnen den Himmel aus; die Schlüssel dazu aber lagen in seiner Hand. So hat sich die Macht der Priester historisch

entwickelt, und mit ihr ein Verständnis, eine Intimität des Landvolks, wie sie kein anderer Stand besitzt.«

Das alles galt auch dann noch, als nach dem Jahre 1870 der Bauer zu »politisieren« begann, und gilt heute noch. Stielers klassische Wahlgeschichten in seinen mundartlichen Gedichten belehren uns darüber gründlich. Der Förster fragt den Korbl, einen Kerl »wie lauters Muas«, mit wem er gewählt habe? Mit den Liberalen, sagt er. Bald darauf fragt ihn der Pfarrer. Mit den Schwarzen, sagt er.

Und wie war's na' g'stellt
Sei Wahrheit?
Gar nit hat er g'wählt!

Beim Wirt tagen Montags die Schwarzen und Sonntags die Liberalen. Die einen wie die andern suchen ihn zu ködern. Da beschliesst er aufzuschreiben, wie viele Mass Bier jeder hat.

Die Schwarzen und die Liberalen
Wieviel dass s' trinken und dass s' zahlen,
Dös wird ganz haarscharf aussizählt,
Wer mehra hat — mit dem werd g'wählt.

Der Hans von Tölz wird gefragt, wie es draussen stehe. — O schlecht! —

Ja, habt's denn koane Liberalle?
Sag i, na' is wohl ebbes Hart's.
Ja, liberall — dös san ma*) alle,
Sagt er, bloss wählen thun ma schwarz.
*) Sind wir.

Einem Bauer werden Vorwürfe gemacht, weil er mit den Schwarzen geht, deren Partei doch sicherlich aus den Dümmeren bestehe. Ja, erwidert er:

Die dümmern san mir*) scho',
Aber die mehrern san mir do'.
*) Sind wir.

Etwa zehn Gedichte in den drei Sammlungen sind düsteren Inhalts, darunter einige von erschütternder Wahrheit. Zum Beispiel: Der Musikant. (Weil's mi' freut! Seite 20). Während der Vater den Bauern

zum Tanz aufspielen muss, liegt daheim das Kind im Sterben. Der Heimkehrende findet es tot, die Mutter erzählt, wie schwer dem Buben das Sterben geworden sei, ohne den Vater noch einmal gesehen zu haben.

Die Leich',*) die war am Sunta'**) fruah,
Und trauri schaugt der Vater zua;
Er legt sein Kranz hin — und auf d' Nacht
Hat er halt wieder Musi' g'macht.
*) Das Begräbnis. — **) Sonntag.

Auch der beschaulichen Gedichte sind wenig mehr als ein Dutzend, und nur ein landschaftliches Stimmungsbild. In den ländlichen Kreis gehören auch die »Honoratioren«, wir machen die Bekanntschaft der Ärzte und Förster, der Pfarrer und Gerichtsherren. Merkwürdigerweise sind alle seine Landrichter »Bureaukraten« vom alten Schlag.

Ich vermute eine schalkhafte Übertreibung persönlicher Erfahrungen aus seiner »Praktikantenzeit«. Wenn er unter das Gedicht »G'ständi'« (Um Sunnawend', S. 65) nicht die Jahreszahl 1830 gesetzt hätte, würde dasselbe zu den schneidigsten Satiren gehören, die geschrieben worden sind. Auch der Tiere wird gedacht, doch mehr, um an irgend einen Vorgang eine Lehre für uns zu knüpfen, als um das Tier zu schildern. Nicht immer mit Glück; wenn er zum Beispiel die Fliege, die sich auf einen Giftpilz statt auf das benachbarte Veilchen setzt, mit dem Menschen vergleicht, der so oft das Schlechte wünscht, wo er das Gute haben könnte, vergisst er, dass für die Zweiflügler das uns Widerliche nicht widerlich und unser Veilchen kein Veilchen ist. Vom Pferde ist nicht die Rede, auch in Stielers Aufsatz »Aus dem Tierleben in den bayerischen Alpen« nicht. Das lässt mich darauf schliessen, dass die Remonten in dortiger Gegend mittelmässig sind. Tief empfunden ist das Gedicht »Im Stall« (Um Sunnawend', S. 106). Einer weissen Kuh hat man das Kalb weggenommen; die Braune daneben zeigt ihr nun auf alle Weise ihr Mitgefühl,

Leckt s' a (b) und schaugt s' a (n),
Als verstechet sie's all's.
Es hat ihr's Neamd g'sagt
Und woass do', was ihr feit —
Denn gar oft hat as Viech
Mehr Derbarma*) wie d'Leut!
*) Erbarmen, Mitgefühl.

Der Einblick in die Seele der Bauern ist Stieler die Hauptsache. Vom Bauer bei der Arbeit ist darum selten die Rede. Ein Tropf kann seine Felder fleissig bestellen; mancher sorgt liebevoll für sein Vieh und ist roh gegen das Gesinde. Auf dem Tanzboden und beim Raufen zeigt der Bursch seine Schneid', beim Bierkrug und Kartenspiel, bei Kauf und Verkauf, vor Gericht, beim Freien und Werben und am häuslichen Herd lässt sich der vorsichtige Alte belauschen. Die bäurische Grobheit und die Verschlagenheit, Grobian und Schläuling haben den Löwenanteil an den Gedichten. Die Säufer und Völler sind häufiger als die Dummen; von bäuerlichem Zartgefühl und Edelmut kommen in den drei Bänden nur ein paar Beispiele vor.[1]) Das ist das Bewundernswerte: die knappe Fassung, der oft überraschende, immer wirksame Schluss sind wohl überlegt, aber der Vortrag klingt so treuherzig, dass wir diesen Duckmäusern und Flegeln, Dummköpfen und Liederjans nicht gram sein können. Er klingt nicht nur, er ist treuherzig. Der Dichter liebt die Etlichen, die ungeschliffene Diamanten sind, und verzeiht den Vielen, die ungeschliffen, aber keine Diamanten sind. Denn

[1]) Der Gesamtinhalt der drei Sammlungen ordnet sich folgendermassen: Harmlose Geschichtchen und Spässe (neunundvierzig), Schwermütiges (achtzehn), Beschauliches (neunundzwanzig), landschaftliche Stimmungsbilder (zwei). Die Hauptpersonen der übrigen Gedichte sind: Gerichtsherren in achtzehn, der Geistliche in acht, Förster in vier, Wildschütz in drei, Arzt in zwei Gedichten; Bauern: der schneidige in sieben, einfältige in dreiundzwanzig, verschlagene und selbstsüchtige in dreissig, starrköpfige in sieben, grobe in einunddreissig, unmässige in achtundzwanzig, edelmütige in drei, Bauer und Weib in zehn, Bauer als Politiker in sechsundzwanzig Gedichten. Das Rind und der Hund in je einem Gedicht.

würden wir, in Bauernschuhen aufgewachsen, besser sein? Ihre Untugenden, sagt er sich, sind aus der Vergangenheit zu erklären, in der diese Untugenden als Tugenden gezüchtet wurden. Seine Jungen aber sind alle schneidig. Und was hätte in der Gegenwart höheren Wert als Kraft und Mut? Wer schlägt, nach dem bekannten Wort, wer schlägt und gewinnt uns denn die Schlachten?

Dass Stieler seinen Bauern nicht zuviel, nicht zu wenig gethan, beweist die Volkstümlichkeit, die der Dichter und seine Gedichte auf dem Lande errangen.

Ich habe vom Beifall der Presse schon gesprochen. Aber so tadelsüchtig sind wir Deutsche, dass wir einen nicht loben, ohne einen andern zu tadeln. So knüpfte ein Kritiker an Stielers mundartliche Dichtungen folgende Betrachtung: »Hier ist ein solcher poetisch-genialer Charakter, von dem alle unsere Dichter gewinnen können, ein Charakter aus dem Defregger-Stielerbuch, der da sagt:

I bin schon so lusti
Dös hat gar koan Nam,
Und so hebt's mi nur grad,
Denn sonst reiss i all's z'samm!

Und z'reisst's mi amal selber
Vom Kopf bis auf d' Knie',
Na san d' Scherben no lebendi,
Dös sell sag enk i!

»So sollt es stehen mit der deutschen Litteratur! D'Scherben sollten no lebendi sein, wenn man sie vom Scheitel bis zur Sohle zerrisse. Dann könnten wir auf deutsche Shakespeare und Klassiker hoffen, die eine Sturm- und Drangzeit hinter sich haben, wie dieser Waldhans mit seinem glanzenden G'friss!..... Wenn die Litteratur im Reiche doch eine solche sakrische G'sellin werden wollte, von der man mit Stieler sagen könnte:

Ha — dös is a G'sellin,
Die hat dir an Schwung!
Da schaugst, alte Hütten,
Die machet oan jung!«

Unbeteiligt, doch nicht unerfahren, darf ich die Epigonen in Schutz nehmen. Frische, fröhliche Lieder werden auch heute noch gesungen. Aber die Gesellschaft, die sie liest, verhält sich zur Masse, wie in Bauernschenken das »Herrenstübel« zum grossen Wirtssaal; nicht nur in räumlicher Beziehung. Man kann auch im Herrenstübel einen Schuhplattltanz aufführen, aber da ist er eine Mummerei und macht sich bei weitem nicht so gut, wie auf dem Tanzboden. Nicht mehr um den Ton handelt es sich, sondern um das Lied überhaupt. Das haben schon die jungen Dichter der sechziger Jahre gefühlt. Sie sahen beim ungeheueren Aufschwung der Wissenschaften alle Anschauungen sich verändern, nur in der schönen Litteratur blieb es beim Alten. Aber in der neuen Welt, däuchte ihnen, müsse doch auch die Poesie einen neuen Inhalt haben. Ihr heisses Wollen und ihr dunkler Drang erinnert mich unwillkürlich an den Eiffelturm, der auch in ästhetischer Hinsicht bei weitem nicht so blödsinnig ist, wie manche Deutsche ihn machen wollen.[1]) Die einen, an ihrem Messiasberufe verzweifelnd, verbrannten ihre Gedichte und gelobten sich, fortan niemals lyrischen Anwandlungen nachzugeben. Die andern, weniger schwerblütig, reimten fröhlich weiter. Sie haben das bessere Teil gewählt. Der deutsche Liederschatz verdankt ihnen manche Perle, doch Neuland haben sie nicht entdeckt, kaum eine neue Saite gefunden. Zu diesen Frohgemuten, die singen, weil ihnen Gesang gegeben ist, gehört auch Karl Stieler, und der »poetisch-geniale Charakter« selbst liefert uns die beste Beweisführung gegen den Kritiker. Seine hochdeutschen Gedichte sind nach den mundartlichen erschienen, und zwar in drei

[1]) E. du Bois-Reymond: »Naturwissenschaft und bildende Kunst« (Deutsche Rundschau, 17. Jahrgang, 2. Heft) bestätigt mich in meiner Meinung: In dem Eiffelturme kämpft mechanische Schönheit mit plastischer Unschönheit, und hier offenbarte sie sich wohl zum ersten Mal vielen, die sonst nicht Gelegenheit hatten, ihre Wirkung zu empfinden.

Bänden, »Hochlandslieder«, 1879; »Neue Hochlandslieder«, 1881; »Wanderzeit«, 1883. Wenigstens die Gedichte der letzteren zwei Bände also sind unzweifelhaft später, als die mundartlichen entstanden. Die Muse ist blond, blauäugig, sinnig, edlen Gemütes, in der Liebe ausdauernd und nicht schüchtern, aber eine »sakrische G'sellin« ist sie nicht. Zwischen den »Bergbleamln« und diesen Blüten hat keine Befruchtung stattgefunden.

Die »Hochlandslieder« haben beinahe alle geschichtlichen Hintergrund. Der Mönch Werinher von Tegernsee, eine Lieblingsgestalt Stielers Irmingard, die Tochter des Karolingerkönigs Ludwig des Deutschen und erste Äbtissin des Stiftes zu Frauenwörth auf dem Chiemsee, der Minnesänger Hiltebold von Schwangau und andere treten auf. Eine »uralte« Linde flüstert dem Schläfer von dem, was sie im Laufe der Jahrhunderte gesehen hat: Wodans gewaltige Zeit, die Ankunft Winfrieds des Apostels und die Einfälle der Hunnen; Walter von der Vogelweide hat unter ihr sein Lied gesungen und Kaiser Ludwig der Bayer in ihrem Schatten gerastet u. s. w. — Ein Landsknecht singt vom Kriege und von der Liebe..... Den Schluss bilden »Almenlieder vor tausend Jahren«.

Allen diesen Schemen und Gestalten steht der Dichter niemals kritisch gegenüber; wie der grossen Menge in Städten und allen Dörflern ist ihm das, was Jahrhunderte hinter uns liegt, nicht sowohl Geschichte, sondern Poesie und zwar romantische Poesie. Wenn ein Bauer im Schauspielhause den Bauer auf der Bühne hochdeutsch und höflich sprechen hört, lacht er; wehe aber demjenigen, welcher in einem Bauerntheater als geharnischter Ritter sich zwanglos in seiner Mundart gehen liesse! Stieler als hochgebildeter Mann legt den Ton freilich nicht auf das Äusserliche, aber auf den Edelmut, keiner seiner Mönche und Hörigen, Ritter und Landsknechte hat ein gehärtetes Herz. Er erzählt die Entstehung des mittelalterlichen Marienliedes: »Du

bist mein, ich bin dein«, indem er den Mönch Werinher auf die Klosteralm wandern und dort in die Sennin Diemudis sich verlieben lässt. Dass Werinher von

Stielers Lieblingsplätze: Eingang ins Münster auf Frauenwörth.

Tegernsee und Werinher der Dichter des Marienliedes nach den neueren Forschungen zwei gewesen sind, weiss Stieler, denn er zieht in einer Anmerkung die bayerische Geschichte Riezlers an, der den Fall klar legt. Wenn er dennoch dem Mönch das Lied zueignet, was liegt daran? Doch dass ein Mönch des zwölften Jahrhunderts dies Lied an eine Klostermagd, eine Hörige richtet, ist Romantik. Freilich wird dem Schluss des Gedichtes, da der sündhafte

Mönch wieder ins Kloster und just zur Mette kommt, dadurch nichts von seiner Wirkung und Stimmung genommen:

Und durch sein Beten zog es hin
Wie lauter Blumen und Sonne,
Du bist mîn, ich bin dîn,
Er schloss die Augen vor Wonne.
Dann ward es stille in seiner Brust,
»Mög' mich der Himmel strafen!«
Herr Wernher, euer Herz war wach,
Und euer Herz muss schlafen!

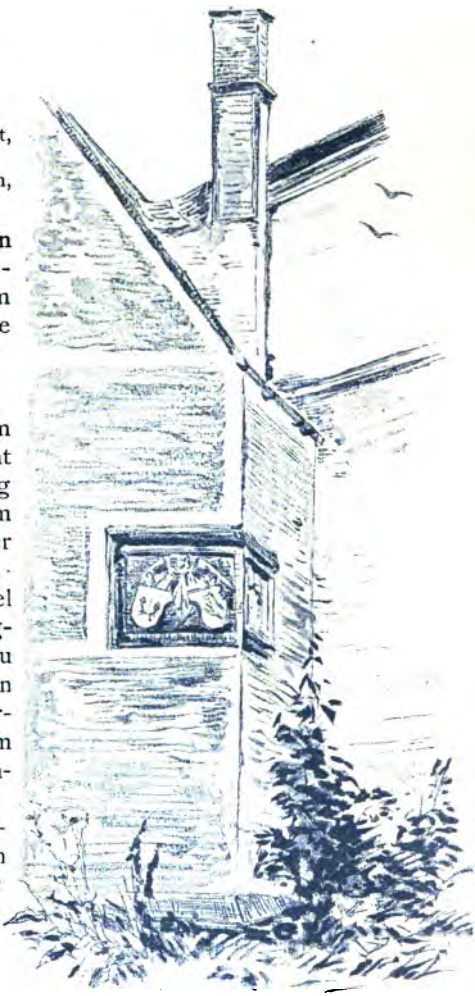
Alles Sangeswerte von Hohenschwangau dünkt Stieler zu Ende zu sein, nachdem der Staufen Pracht zu Ende gegangen war

Mit König Konrad dem Jungen.

In den »Wanderungen im bayerischen Gebirge« erwähnt er wenigstens den Übergang der Burgen am Schwansee im Jahre 1538 an das Augsburger Patriziergeschlecht der Paumgarten. Der reiche Wechsel wohlbeglaubigter Ereignisse im prunkvollen Neubau und die tragische Wende in der Geschichte dieser Gründerfamilie hat Gutzkow zu seinem Roman »Hohenschwangau« angeregt ....

Der Landsknecht verliebt sich zu Augsburg in ein schönes Mädchen und singt:

Was wollt ich nicht alles wagen
Um solche Beute gern —
Auf Händen möcht' ich dich
tragen ...
Zu Frundsberg, meinem Herrn.



Stielers Lieblingsplätze: Aus dem Klosterhofe auf Frauenwört

Was wohl der alte Frundsberg dazu gesagt hätte!? »Eliland, ein Sang vom Chiemsee« hebt prächtig an:

O Chieminseo, wunderhold
Sind deine blauen Grenzen,
Es rauscht der Wind, die Woge rollt,
Felszackige Berge glänzen.
Und auf dem Eiland zu Herrenwörth
Steht Sankt Benediktens Zelle;
Wem Weltgedräng das Herz bethört,
Dort wird es ihm himmelhelle.

Der Mönch Eliland entbrennt für die Äbtissin von Frauenwörth, Irmingard, »das Grafenkind«. Von seinem Abt gewarnt, verschliesst er die Pergamentblätter, auf die er die Lieder zu ihren Ehren niedergeschrieben hat, in eine eiserne Truhe und versenkt diese in den Waldesgrund. Viele Jahre später heben Fischer die Truhe und bringen sie ins Kloster. Die ehrwürdigen Väter öffnen, finden, lesen, und versenken dann den bedenklichen Schatz aufs neue in die Flut. Eins dieser Lieder Elilands lautet:

Mit unsern Fischern war ein Kind gekommen
Von Frauenwörth,
Das hab ich spielend auf mein Knie genommen
Und frug bethört:
»Wer ist die lieblichste der frommen Frauen,
Die du gewahrt?«
Da schlug es auf den vollen Blick, den blauen: —
»Frau Irmingard.« — —

Ist das nicht wunderhübsch? Ich empfinde eine Verwandtschaft zwischen diesem Gedicht und demjenigen in »Wanderzeit«, in welchem der Dichter Stieler einer Dame Grüsse vom See, vom Strauch u. s. w. sendet und schliesst:

Nimm auch den meinen noch dazu,
Du schöne Frau — die alle lieben!

Das heisst, ich kann mir den »guten Stieler Karl« vorstellen, wie er das feuchte Kind auf den Schoss nimmt und fragt: Wer ist u. s. w., aber nun und nimmer den Mönch aus dem zehnten Jahrhundert.

Nachdem die Klosterbrüder Elilands Lieder zu Ende gelesen haben, liegt seliger, herber Tau auf den blauen Augen der jungen, stürmischen Dränger, der Abt aber spricht:

Gott lohn' ihm seine Schuld!
Der war nicht Gottes Waise,
Der stand in Gottes Huld!

Das ist die kühnste Romantik!

Auch in den Almenliedern vor tausend Jahren kann ich den »Waldhansl mit seinem glanzenden G'friss« nicht entdecken.

Ich hebe die Schwächen anstatt der Vorzüge hervor, weil mir jene in einer sehr liebenswerten Eigenschaft des Dichters zu wurzeln scheinen. In einem seiner Briefe an die Mutter spricht er von der Kindlichkeit, die er sich bewahrt hat. Mit kindlicher Freude schaut er ins bunte Gewühl des Mittelalters. In den Klosterzellen ist nicht der Geruch von verbrannten Ketzern, sondern Tannenduft, ist Sonnenschein und Drosselsang. Und eben die Harmlosigkeit gewann den Hochlandsliedern viele Freunde, wie die Zahl der Auflagen zeigt.

Mir bekunden die »Neuen Hochlandslieder« einen grossen Fortschritt des Dichters. Auch sie malen noch

Den langen Mönch im grauen Bart
Vor pergamentnen Rollen;

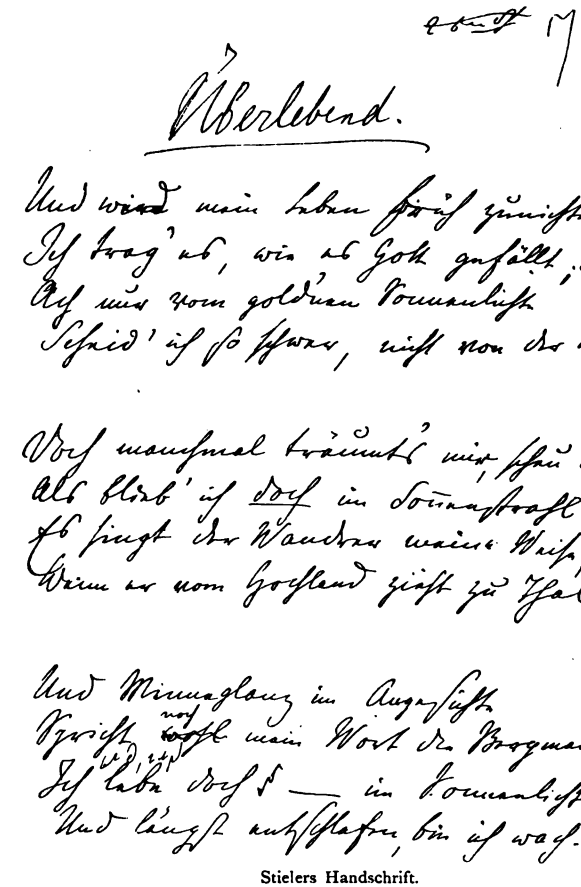
aber der Grossstädter des neunzehnten Jahrhunderts legt doch weit seltener den Menschen des medii aevi sein subtiles Empfinden in die Brust und seine gewählte Rede auf die Lippen.

Zur Erkenntnis seiner Gemütsart und Schönsichtigkeit bieten die Neuen Hochlandslieder besonders viele Beiträge.

Die ihr nur der Weltnot denket,
Schaut die Schönheit dieser Welt!

ruft er in »Morgenlust«. Im Liede, das wir in des Dichters Handschrift hier eingefügt haben, entschlüpft ihm ein schwermütiger Seufzer:

Ach, nur vom goldnen Sonnenlichte
Scheid' ich so schwer, nicht von der Welt.



Überlebend.

Und wird mein Leben früh zunichte,
Ich trag' es, wie es Gott gefällt;
Auf mir vom goldnen Sonnenlichte
Schneid' ich so schwarz, wie von der Welt.

Doch manchmal träumt' mir, schön und licht
Als blüht' ich dort im Sonnenschein:
So singt der Wandrer meine Weise,
Wenn er vom Gotland zieht zu Tal.

Und Minneglanz im Augenlichte
Spricht noch mein Wort der Vergessenheit;
Ich habe doch — im Sonnenlichte!
Und länger nicht geschlafen, bin ich weg.

Stielers Handschrift.

Indes freut er sich doch, dass der Wanderer und die Sennin nach seinem Tode seine Weisen singen werden, was einem Weltabgewandten sehr gleichgiltig sein würde.

So hoch stellt er die Minne, dass er auch ihr Weh nicht missen möchte.

Ich möcht' das Weh nicht missen
Zur Wonne, die ich fand! („Frauenminne".)

In »Guter Glaube« sagt er:

Das war mein guter Stern auf Erden,
Ich glaubte an die Menschen stets!

Im Bewusstsein seines Glückes warnt er sich vor Selbstüberhebung:

Wie manchem, der wohl besser wäre,
Zerbrach das neidische Geschick
Die Kraft, das Hoffen und die Ehre
Und all sein Glück!

Und ich geh' aufrecht durch das Leben,
An allem Heile unversehrt.
Ich frag' mich manchmal mit Erbeben:
Bin ich es wert?

Und um mein Antlitz loh'n die Gluten,
Dann spricht mein Herz mit stillem Mut:
Du hast soviel von allem Guten,
O, werde gut!

Der uneingeschränkte Optimismus führt zuweilen zur Unduldsamkeit:

Arm ist nur der von Herzensgrunde,
Der's nie erlebt — was Andacht heisst.
(»Eigene Wege«.)

Da er Andacht in unserem, im deutschen Sinne — »der Andacht leises Wehen!« — auffasst, ist seine Behauptung nicht einmal von allen Europäern, geschweige denn von allen Menschen wahr.

Wenn der Sänger zürnt, ist niemals die Welt, sondern die Eine schuld. Aber solcher Groll geht nicht in die Tiefe, so wenig, wie die Wolkenschatten den See aufwühlen. Der See, sein See ist in den Neuen Hochlandsliedern der Chiemsee:

Und mir pocht das Herz, das warme;
Chiemseespiegel sei gegrüsst!

Die Erinnerungen an diesen See sind ihm stets mit einem Namen verknüpft: Irmingard, Frau Irmingard!

In »Wanderzeit« steht der Dichter völlig in der Gegenwart. Es sind nur Liebesgedichte, die einen leidenschaftlich und von kräftiger Sinnlichkeit, so fast alle im ersten, vierten und fünften Abschnitt und das wildbewegte Nächtiges Wandern im zweiten:

Das ist ein seltsam Geh'n:
Die Tritte schallen:
Ich hör' den Südwind weh'n
Und Blätter fallen.

Die Bäche rauschen stumm,
Die regensatten;
Ich zieh' dahin — rundum
Nur Schatten, Schatten!

Gewölk voll dunkler Kraft —
Ich zieh' so trübe —
Verstummt vor Leidenschaft —
Verirrt vor Liebe! — —

Andere hinwieder sind voll sanfter Wehmut, zärtlich, keusch. Zum Beispiel das Gedicht Dämmerstunde, in dem das Crescendo und Decrescendo besonders schön ist: . . . . . .

Dann führst du still mich an die Pforte;
Es klingt ein wundersüsses Weh
Durch deine dämmerstillen Worte
Und durch dies letzte Wort: Nun geh!

Im Gedicht Gespensterstunde, das mich in der Klangfarbe an Edgar Poes »Der Rabe« erinnert, wirkt das Aufgehen einer Thür wie eine dramatische Handlung.

's ist Mitternacht vorüber,
Ich sass daheim beim Licht;
Der Sturm braust durch die Bäume,
Und ich spann meine Träume,
Ich sass und hört' ihn nicht.

Da riss der Wind die Thür auf —
»Wer kommt? — in meine Ruh'?«
Dies Bild, dies stirnumlockte . . . .
Wer kommt? . . . mein Herzblut stockte —
»O Himmel, das bist du!«

Ein Wahn! — der Wind warf wieder
Die niedre Thüre zu;
Doch mir hat sich's enthüllet,
Was all mein Denken füllet —
O Himmel, das bist du!

In manchem Gedichte spricht er die Ahnung eines frühen Todes aus. Doch die Todesahnungen der Liebeskranken sind nicht ernst zu nehmen. Als das Wort unseres Dichters, das ihm sicherlich nur die Raserei des Liebesfiebers entriss, leider zur Weissagung wurde, war er längst von jener lodernden, sehrenden Leidenschaft geheilt und hatte die Heiterkeit und das edle Mass wiedergewonnen, die doch die Grundzüge seines Wesens waren. Beweis ist seine letzte dichterische Schöpfung, seine letzte und schönste: »Ein Winteridyll«. Ich weiss zu ihrem Lobe nicht Besseres zu sagen, als dass sie durch und durch modern und doch von Anfang bis Ende Poesie, fein und doch gemütvoll ist. Wie leichtfüssig ist der Anfang:

U. A. w. g.

Ich bin untröstlich, gnäd'ge Frau! Soeben
Kommt Ihr Billet für Sonntag zur Soirée,
Wie schrecklich, dass ich mich gezwungen seh',
So schönen Händen einen Korb zu geben!
Doch leider muss ich morgen schon verreisen —
Notwend'ge Pflichten . . . und die Not bricht Eisen.

»Ein kleiner Kreis nur«, wie Sie freundlichst schrieben,
»Von lauter Menschen, die sich wirklich lieben,
Wird sich versammeln«. — Dass ich fehlen muss!
Denn kleine Kreise sind mein Hochgenuss.
Ich kann mir's denken, wie Ihr blauer Saal
Sich reizend macht im sanften Kerzenstrahl,
Und mit den Damen all, den schönen jungen —
Und neue Lieder werden auch gesungen!
Und beinah' glaub' ich — Ihr Pariser Kleid
Mit schwarzem Schmelz wird auch dort eingeweiht.
Ach, wie entzückend muss es Ihnen stehen
Mit roten Nelken — und ich soll's nicht sehen!
Ich merk' es wohl: ich bin ein Unglückskind,
Wie es nun einmal die Poeten sind.
Wo andern Freude winkt, winkt ihnen Qual.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl
Und glauben Sie, ich weiss, was ich verliere!
Doch kann's nicht sein! Mit tausend Dank

Der Ihre.

Er fährt in der sternglitzernden Winternacht nach Tegernsee, nach dem einsamen Hause »auf der Point«. Dort überdenkt er sein Leben, sein freudvolles, gesegnetes Leben! Darüber vergeht die Nacht; es schlägt zwei von der Dorfkirche, da er auf den Balkon tritt und in den Sternenhimmel und über das verschneite Gelände und den schwarzen See blickt.

..... Wer hat das bessre Teil davongetragen?
Wenn ich daheim bin, werden sie wohl fragen,
Was ich erlebte? — Doch dann schweig' ich still.
Was ich erlebte?... Nichts. — Nur ein Idyll.

Aber nicht nur als Dichter wuchs er also zusehends vor uns! Man vergleiche doch die »Bayerischen Kulturbilder« aus seinen letzten Jahren mit jenen Reisebriefen, aus denen wir eingangs Auszüge gebracht haben. Wenn wir alles, was wir für seine Entwickelung und Eigenart bezeichnend und wahr und schön finden, erwähnen wollten, würden wir nicht zu Ende kommen. Der Herausgeber der »Kulturbilder aus Bayern« hat jedenfalls nicht willkürlich die Überschrift gewählt. Dass über den Begriff Kultur sich streiten lässt, hat Friedrich Nietzsche, unser grosser Denker, dargethan. Doch nicht vom Wert oder Unwert unserer städtischen Erziehung und Bildung, sondern von den augenfälligen und bestimmbaren Fortschritten und Rückschritten auf dem Lande handeln seine Vorträge. Ihr Nutzen, ihre Dringlichkeit sind ausser Frage. Denn die Bauernschaft ist die Macht, deren wir uns gegen die Gefahren der Zukunft versichern müssen, die Kraft, aus der wir Trost schöpfen beim Anblick der schwarzen Linie am Horizont, die noch in weiter, weiter Ferne, aber doch schon in unserem Gesichtskreise und — wer weiss es? — ein Heer oder eine Horde ist!

Ich glaube, meinen kurzen Bericht über Karl Stielers reiche Thätigkeit nicht besser schliessen zu können, als indem ich an seinen Aufsatz: »Waldverwüstung und Waldschutz in Bayern« erinnere,

der, allerdings schon im Jahre 1875 veröffentlicht, damals ungeheures Aufsehen erregt hat und mir heute noch als die bedeutendste Probe seiner Beredsamkeit erscheint. Nach kurzer Einleitung sagt er: »So war denn auch das bayerische Forstgesetz, das vom 28. März 1852 datiert, auf Verhältnisse begründet, die sich heutzutage gänzlich verschoben haben, es regelte den Schutz des Waldes nach jener massvollen Benützung, die damals im Brauche stand, nicht nach jenem blinden Vandalismus, der heutzutage unsere Wälder verwüstet. Und so bleibt denn naturgemäss dieses ganze Gesetz weit hinter dem jetzigen Bedürfnis zurück ..... Es hat dieses Kapitel mehr als ein bloss partikulares Interesse, denn unter allen Staaten Europas steht Bayern durch seinen Waldreichtum an dritter Stelle; nur Russland und Schweden gehen ihm vor, und die Frage: inwiefern das im Herzen Europas liegende Land seine Wäldermassen schützt, hat weit über unsere Grenzen hinaus ihre praktische Bedeutung. Vom Waldbestande Bayerns — das heisst von zweiunddreissig Prozent seiner gesamten Bodenfläche, sind Staatseigen 2,700,716, in Händen von Gemeinden, Stiftungen und Korporationen 1,138,873 und in Händen von Privaten 3,741,339 Tagwerk«.

Dafür, dass diese im Privatbesitz befindlichen Wäldermassen in gewissenloser, ja, wahnsinniger Weise ausgeschlachtet und verwüstet werden und mit gänzlicher Vernichtung bedroht sind, erbringt er nach meinem Ermessen den erdrückenden Beweis und verlangt eine gründliche Umarbeitung und Erweiterung der Gesetze über den Wälderschutz.

»Daran, dass die Privatbesitzer den Wald nicht über Nacht in kaltes Silber verwandeln können, haben auch die Nichtbesitzer ein Interesse; der Waldbestand selbst ist ihr Sondergut, aber auf die segensreichen Folgen dieses Bestandes haben alle ein Recht. Und aus diesem Rechte erwächst das Recht des Widerspruchs gegen die Tollwut der Spekulation, erwächst

die Pflicht des Staates, solche Vergeudung öffentlicher Werte in ihre Schranken zurückzuweisen«.

Die Vorschläge, die er sodann der Volksvertretung und Regierung macht, sind nach meinem Ermessen durchaus massvoll und vernünftig, also nützlich. Nach meinem Ermessen! Da meine Liebe zum Wald mich nicht zum Urteil in Forstsachen betähigt, habe ich mich an bessere Einsicht gewandt. Herr Professor Dr. Karl Gayer — eine Autorität also ersten Ranges — teilte mir mit der liebenswürdigen Ratbereitschaft des echten Gelehrten folgendes über Stielers Arbeit mit:

»Ich bin mit Vergnügen bereit, Ihnen zu bestätigen, dass Stieler den Gegenstand, sowohl vom sachlichen wie vom gesetzlichen Standpunkte, durchaus korrekt und massvoll behandelt. Bei der gerechten Entrüstung, die ihn im wohlverstandenen Interesse einer guten Sache erfüllte, ist sogar zu verwundern, dass er, dessen Herz sosehr dem Walde gehörte, mit solcher Beschränkung und Zurückhaltung auf einem Felde sich ergehen konnte, das so viele Aufforderungen bietet, die Grenzen der Objektivität zu überschreiten. Es ist der ernste Wille, der allgemeinen Wohlfahrt zu nützen, — der reine Nützlichkeitszweck, der seine Worte diktierte, mit welcher er die helfenden Kräfte in Bewegung setzen will. Soviel mir bekannt ist, waren seine 1875 gethanen Schritte zur Revision des Forstgesetzes erfolglos geblieben, — auch nach der administrativen Seite hin. Alles, was Stieler im besagten Artikel erwähnt, gilt auch heute noch, — ja es hat gesteigerte Bedeutung, denn das Übel ist während der inzwischen in die Welt gegangenen fünfzehn Jahre nur noch gewachsen. Ich für meine Person habe, bei der heutigen Selbstsucht aller Parteien und berufenen Faktoren, kaum noch eine Hoffnung auf eine glückliche Lösung der schon so vielfach angeregten und doch so hochwichtigen Frage. In Bayern fehlt es nicht nur am Gesetze, sondern auch am gesetzlichen Vollzuge. Solange die Herrn Juristen noch auf ihren veralteten privatrechtlichen Codices auch in dieser, das

allgemeine Wohl so innig berührenden Sache, schwören, — wird auch durch eine ‚Gesetzesverbesserung' nichts erreicht werden«.

Und so hätte denn Karl Stieler sein gutes, vielleicht bestes Wort umsonst gesprochen?! Dass doch Bayerns Fürst, der selbst ein Freund der Berge und des Waldes ist, als Vermittler den Kampf um den Wald zu Ende führte! Der Baum ist ein Lebewesen und die Wälder sind Gemeinden; das Rauschen des geretteten Waldes würde sein Loblied, eine Volkshymne ohne Gleichen sein!

Noch steht die Geschichte vom frühen und jähen Tode des Dichters frisch im Gedächtnisse aller. Im Frühjahr 1885 von einer Lungenentzündung kaum genesen, gab Karl Stieler seiner Sehnsucht nach den Bergen nach und bezog das alte Heim am Tegernsee. Die Folge einer Kahnfahrt war ein Rückfall. Er wurde totkrank nach München gebracht, um wenige Tage später, am 15. April, aufs neue, aber als ein stiller Mann die Reise nach Tegernsee zu machen. Sonntag den 12. April früh war er verschieden.

Hoch im Gebirg lag silberhell der Schnee,
doch nicht
In den Dörfern schlummertiefer Friede!

Klagend klangen alle Kirchenglocken, und auf der Schwelle jedes Gehöftes und jeder Hütte standen Freunde, schluchzend die Jungen, wie die Alten, als zwei Rösslein den Stieler Karl im kranzgeschmückten Sarg
Zum Haus dicht unterm Waldeshügel
fuhren. Von dort trugen Bauernbursche den Toten zum Kirchhof....

Schon zwei Jahre später wurde ihm in Tegernsee ein Denkstein errichtet; den Hintergrund bildet herrlicher, unveräusserlicher Wald!

Stielers Grab auf dem Friedhofe in Tegernsee.

»Denn einmal wird auch der mir bestimmte Tag erscheinen, und auf meinem Grabhügel stehe mein Bild, nicht trübselig und finster, sondern freudig blickend und bekränzt!« [1]) —

Meine persönliche Bekanntschaft mit Karl Stieler

[1]) C. Tacitus, dialogus de oratoribus.

beschränkte sich auf ein paar Stunden heiteren Geplauders in einem Städtchen Tirols. Wenn ich seinen Welt- und Kunstanschauungen nachspüre, finde ich

Stielers Denkmal in Tegernsee.

mich oft im Widerspruch mit ihm. Dennoch nahm ich die Aufforderung, einen Lebensabriss meines Landsmannes zu schreiben, ohne Zaudern an, und es war mir eine reine Freude, ihn bei seinem Schaffen und Wirken zu belauschen. Das ist der Zauber einer harmonischen Erscheinung! Das

Schicksal war ihm freundlich, doch die Leichtigkeit, mit der er frühe Erfolge errang, verleitete ihn nicht zu träger Rast. Ein echter Sohn der Berge, heiteren Angesichts, ohne Hast, doch unaufhaltsam stieg er höher und höher. Er war ein Glücklicher. In Übereinstimmung fühlte er sich mit den Seinen und von der Zeitströmung getragen. Er war neidlos; allein die Neidlosen sind in der Regel keineswegs milde. Er war's, er hatte nur Bewunderung für seine Genossen, sie waren ihm »grosse Weise«, »unsterbliche Dichter«, »göttliche Künstler«. Dass er viele Freunde besass, ist begreiflich, aber er hatte keine Feinde und war doch bedeutend!

Ein Glücklicher! Wie er nicht müde wurde, die Berge und Seen, die edlen Fürsten und das gemütvolle und kernige Volk Bayerns zu preisen, erfreute sich sein Vaterland an ihm. Es zwang ihm nicht den Wanderstab in die Hand, sondern gewährte ihm, dem Ehrgeizigen, Ehre und Ruhm und vergalt ihm, dem Liebesbedürftigen, Liebe mit Liebe!

ANHANG.

I.

Zwölf Jugendgedichte Karl Stielers.

Zwölf Stimmen

aus einem jungen Herzen, gewidmet meiner guten Mutter

zum Geburtstage, 13. Dezember 1861.

Karl.

Lieb Mütterlein.

Es zogen meine Lieben fort,
Ich blieb zurück allein;
Und scheidend sprach so manches Wort
Zu mir lieb Mütterlein.

Ich lebte still den Tag für mich,
Er war so klar, so rein;
Ich dachte heim so oft an Dich,
Dein Wort — lieb Mütterlein.

Und als der Abend einsam kam
Mit hellem Sternenschein,
Da erst, da dacht ich recht daran
An Dich, mein Mütterlein.

Da sprach ich still mein Nachtgebet,
Flocht manchen Seufzer ein
Und hab hinauf zu Gott gefleht
Fürs liebe Mütterlein.

Und wann's auch niemand hört' und sah,
Ich war doch nicht allein;
Ich fühlt's, der Segen war mir nah
Vom lieben Mütterlein.

Tegernsee, 1. Oktober 1861.

Drei Blicke.

Drei Ziele sind's, die Du im ganzen Leben,
Willst Du beglückt sein, Deinem Aug' musst geben.

Das erste ist: Du musst in allen Stücken
Vertrauensvoll zu Gott — nach oben blicken.

Zum zweiten: Schau bei jeglichem Beginnen
Ins eigne Herz, was Du erkennst da drinnen.

Und drittens: Blick tief in die Welt hinein,
Schau auf den Grund, und folge nicht dem Schein.

Dann sei Dein Herz allzeit getrost in Frieden,
Dein Auge wacht und wird es treu behüten.

31. Dezember 1860.

Meine Kunst.

Aus Künstlerblut bin ich hervorgegangen;
Am Feld des Ruhms stand meines Vaters Fuss,
Doch nie werd' ich zu jener Höh' gelangen,
Denn meinem Geiste fehlt der Genius.

Denn sein Talent, das ging mit ihm zu Grabe,
Das schuf und lebte nur ein einzig Mal,
Zum Himmel nahm er mit die Himmelsgabe,
Ein Funke nur blieb von dem lichten Strahl.

Doch auch den Funken will ich heilig halten
In meinem Herzen liebend treu und rein,
Will ihn als Kleinod nähren und verwalten,
Will zum Altar ihm diesen Busen weih'n.

Zum edlen Ziel will ich das Edle denken
Und fromm ihm weihen meine schwache Kraft,
Auf dass ein Opfer seinem Angedenken
Sei jedes Werk, das meine Liebe schafft!

Dezember 1860.

Sonntag.

In mildrem Hauch fühlst Du die Winde schwellen,
Es glänzt die Flut in tiefen blauen Wellen
Und heller strahlt der Sonne goldner Lauf,
Mit neuen Liedern steigt der Vogel auf,
Und mächt'ger pocht's durch aller Wesen Seelen.

Mir ist, als sähe ich durch diese weiten
Gefilde hin den stillen Sonntag schreiten;
Zum Himmel hebt sich alles frei empor
Und weiche Glocken hallen an Dein Ohr,
Um stille Feier Dir in's Herz zu läuten.

O fühlst Du's nicht durch Deine Seele beben:
»Wach auf, wach auf aus diesem Schlummerleben
Mit all den Wesen, die in wonn'ger Ruh'
Zum Himmel atmen heut', o lern auch Du,
In stiller Lust Dein unruhig Herz erheben.

August 1861.

Wissensleid.

So viel des Leides uns auch Wissen giebt,
Ist keines doch, das Dich so tief betrübt,
Als jener Tag, wo Du zuerst erkennest,
Dass die Du heilig und vollkommen nennest,
Die Du mit erster frommer Lieb' geliebt,
Dass Du sie denken und begreifen könnest,

Dass sie ein Mensch sei schwach, wie Du es bist,
Dass sie kein Engel aus dem Himmel ist,
Dass sie nicht steht in unerreichter Höh',
Dass auch an ihrer reingeglaubten Seele
Ein Makel sein kann — nur die kleinste Fehle:
Weisst Du dies? Armer! wenn Du's weisst, O weh!

Juli 1861.

Enttäuschung.

Ich träumte mir die Mädchenwelt so schön,
Dem Frühling gleich voll sonnigwarmer Strahlen,
Gleich einem Liede, das von reinen Höh'n
Mir sollt' begeisternd durch die Seele schallen!
Ich blickt' auf sie, wie man zum Himmel lange,
Wie man hinein in klare Fluten schaut,
Ich lauschte ihr, wie einem Gottgesange,
Und liebte sie — und hab' ihr ganz vertraut.

Ich täuschte mich — und im betrübten Herzen
Löscht' ich des Glaubens edle Flamme aus,
Wie man verlöschet am Altar die Kerzen
In dem entweihten, öden Gotteshaus.
Mit Thränen sah ich meinen Glauben scheiden
Mein Lieb', mein Hoffen, das so jung zerbricht!
O wie viel Wissen in der Welt ist Leiden,
Wie düster brennt uns oft der Wahrheit Licht!

30. November 1861.

Der Friedhof im Frühling.

Es ging am blauen Himmel
Die Sonne still hinab,
Ich kam zur Friedhofmauer,
Ich kam zu Deinem Grab.

Es war in jenen Tagen,
Wo mild der Lenz beginnt,
Wo sich die Knospen regen
Und schmeichelnd weht der Wind.

Ich setzte still mich nieder
Am stillen Orte hier
Und dachte ernst hinüber;
Es war mein Geist bei Dir.

So einsam war's und öde,
Es klang kein Menschentritt,
Weil bang ja alles Leben
Den Pfad des Todes flieht.

Ich blickt' hinaus zum Himmel.
Wie sich das Licht verlor,
Der Ton der Glocken klinget
So heilig an mein Ohr.

Es singt die Amsel flötend
Auf dem noch kahlen Baum.
Ihr liegt wohl schon im Herzen
Der süsse Frühlingstraum.

Es drang zu meinen Füssen
Schon leis das Grün hervor,
Es schwebt ob meinem Haupte
Der Vogel froh empor.

Und von dem Stein dort tönet
Des Finken heller Schlag,
Als wollt' er ihn erwecken,
Der unterm Stein dort lag.

Und tiefer Frühlingsschauer
Durchbebte meine Brust,
Mich fasste stumme Trauer,
Dass ich schier weinen musst'.

Ich fühlte mich beschleichen
Das tiefste Todesweh,
Ich faltete die Hände
Und blickte auf zur Höh'.

Es liegt so nah beisammen
Das Werden und Vergeh'n,
Und ach, wer weiss wie balde
Ist's auch um Dich gescheh'n.

März 1861.

Entschädigung.

Mein Geist ist nicht wie eines Messers Schneide,
Die kalt und scharf durch alle Wesen dringt,
Dass er die Herzen, warm von Schmerz und Freude,
In seine eis'gen Riesenhände zwingt,
Lobt und verdammt und fühllos bleibt bei beiden,
Nie Thränen weint und nie sich freut an Freuden.

Mein Geist ist nicht des Genius wilde Flamme,
Der stürmisch schaffend durch die Welt sich drängt,
Aus ihren Gluten strahlt ein Riesenname,
Doch hat sie oft das eig'ne Herz versengt,
Ein solcher Geist irrt über tausend Schlünden,
Was er für andre fand, kann er sich selbst nicht finden.

Mein Los ist klein, doch neid' ich nicht das Leben
Der stolzen Grösse, reich an Glanz und Macht,
Denn meinem Herzen hat es Gott gegeben,
Was seine Weisheit meinem Geist versagt,
Ein reiches Leben gründet er mir stille
In des Gemütes tiefer, schöner Fülle.

Hier schuf er meine Welt, vom Ideale
Der reinen, jugendlichen Kraft erfüllt,
Er selber wärmt mit seinem milden Strahle
Der schönen Seele schönes Zauberbild,
Nicht kann die äuss're Welt mit eitlem Schimmern
Die klare, tiefe, inn're Welt zertrümmern.

Drum dank' ich Dir aus meiner vollsten Seele,
Und fasst mich je der trüben Erde Flut,
Dann lass mich schau'n in diese klare Quelle
Und wieder schöpfen Glaub' und Kraft und Mut,
Dann mach' mir aussen jeden Born versiegen,
Der innre quillt — und er wird mir genügen.

November 1859.

Einst und Jetzt!

Einstmals

Wenn da die Sonne schön am Himmel schied,
Da kam auch ich zu meinem Bettchen müd,
Wie hin vor Gott die kleinen Engel treten,
Ich konnt' so innig, so von Herzen beten,
Ich dacht' an Gott nur, an die Engelein,
Ich war wie sie ja noch so fromm, so rein.
So schnelle schloss ich meine Augen zu.
Wie tief, wie selig war da meine Ruh!

Und nun

Nun komm' ich an mein Lager spät,
Doch meine Lippen sprechen kein Gebet;
Kein schneller Schlummer schliesst mein Auge zu,
In meiner Seele tiefstem Grund wachst Du.
Und wenn mich müd erst spät der Schlaf erfasst,
So ist's ein Schlummer ohne Fried und Rast;
An meinem Lager steht kein Engel mehr,
Das alles gab ich mit der Liebe her.

November 1859.

Herbstlied.

Es ist die bunte Flur gebleicht,
Es ist der Wald so rot;
Schwer ist die Luft, der Vogel schweigt,
Da sterbend die Natur geneigt
Ihr welkes Haupt dem Tod.

Nicht aus der vollen, heissen Pracht
Durft schmerzlos sie vergeh'n.
Nein, langsam in der kalten Nacht
Durchbebte sie des Todes Macht
Mit ihren tiefsten Weh'n.

Wohl fühl' ich, da ihr Auge bricht,
Sie wird einst aufersteh'n;
Von neuem kommt das Frühlingslicht,
Doch komm auch ich? — Ich weiss es nicht,
Werd' ich es wiedersehn?

Oktober 1861.

Der schwere Stein.

Es ist mit manchen Dingen
Wie mit 'nem schweren Stein,
Der aus der Hand Dir gleitet
Und fällt ins Wasser 'nein.

Wohl streckst Du aus die Hände,
Um ihn noch 'rauszuziehn,
Doch ach zu spät, zu späte,
Er ist zu tief schon drinn.

Und wie der Stein im Wasser
Schnell, immer schneller fällt,
Und dann auf ewig bleibet
In dieser dunklen Welt:

So senkt sich unvermerket
Manch Stein in unsre Brust,
Sinkt tief und immer tiefer,
Eh' wir's noch selbst gewusst.

Sinkt tief und immer tiefer
In der geheimen Flut,
Bis er zuletzt am Grunde
Im tiefsten Herzen ruht.

Was streckst Du aus die Hände?
Zögst ihn wohl gern heraus!
Allein zu spät, zu späte!
Der Stein, der kam Dir aus —

Und immer stärker drückt er
Sich ein im weichen Sand,
Und niemand ist, der oben
Sein dunkles Dasein ahnt.

Da oben auf den Wellen
Spielt Sturm und Sonnenschein,
Doch ewig tief dort unten,
Da liegt der schwere Stein.

Dezember 1860.

Das Christusbild.

Ein heilig Bild gabst Du zum Abschied mir,
Vor meinem Lager hab' ich's aufgehangen,
Und jedesmal, eh' ich zur Ruh gegangen,
Dacht ich an Dich, wenn ich gebetet hier.

Ein Christus war's mit dornumflochtnem Haupt,
Mit tiefem Schmerz in seinen edlen Zügen,
Auf seinen Knien sah ich ihn betend liegen,
Einsam — verlassen, jedes Trosts beraubt.

Wenn mich dann fasst der Schmerz um Dich so wild,
Wenn ich will zürnend mit dem Himmel streiten,
Dann blick' ich schweigend auf den Mann der Leiden
Und — weine still vor Deinem Christusbild.

November 1861.

II.

Fünfzehn Briefe Karl Stielers an seine Mutter.

Tegernsee, 2. Oktober 1863.

Meine gute, liebe Mutter!*)

Deinem Wunsche und meinem Bedürfnis entsprechend, setz' ich mich in unserm traulichen Wohnstübchen nieder, um Dir, Du liebe, Nachricht zu geben. Wir sind gar vergnügt beisammen, und wenn Du uns etwa wegen des Regenwetters bedauern wolltest, so muss ich Dich ganz entschieden davon dispensieren. Soweit man aus wenigen Stunden auf die Zukunft schliessen darf, bringt mir der Aufenthalt Karolinens viel Angenehmes, sie ist gar so lieb und anregend, und vielleicht diene auch ich ihr zur erheiternden und belebenden Gesellschaft. Von Debatten, ernsten und aufregenden Stoffen war bisher jetzt nicht die Rede, und der Landfriede scheint entschieden unser dritter Gast bleiben zu wollen. Er kostet nicht viel, und so leiden wir ihn gerne.

Als ich gestern in Riehl las, ging mir ein eigenes Licht auf. Er spricht von Verleugnung des Hauses und schildert uns, wie arm, wie unbefriedigt die Menschen sich fühlen, die dem Glanze der Welt nachjagen und darüber das eigene Haus vernachlässigen, vergessen, sich desselben schämen. Von da geht all ihr Unglück an. Was ist aber unser eigenes und eigentliches Haus

*) Zur Erklärung der Unterschrift Heinzl, Heini teilt mir des Verstorbenen Bruder, Herr E. v. Stieler, mit, dass Karl Stieler »ein grosser Verehrer Heines war, und sich dessen scharfe Satire wünschte, während meine Mutter ihn stets bat, nicht ins Heinesche Fahrwasser in seiner Poesie zu geraten. Es war eine Neckerei zwischen beiden, woraus sich allmählich der nur meiner Mutter gegenüber angenommene Name entwickelte. Machte er eine etwas frivole Äusserung, so kam entweder der Zuruf: Heini, Heini, sei nicht bös, oder er selbst sagte: Ja, das meint ja nur der Heinzl, nicht Dein Karl«.

anders, als das Gemüt, als unser Herz. Ich habe auch dem äussern Glanze nachgestrebt und habe über dem blendenden Verstande, den ich mir wünschte, den Wert des Gemütes vergessen, vernachlässigt, verlacht. Von da ging all mein Unglück an. Auch ich bin ausgewandert aus meinem eigenen Herzen, aus meiner eigentlichen Heimat, aber ich will wieder in dieselbe zurückkehren, solang sie mir noch offen steht, eh' sie verkümmert und zu grunde geht. ....

Indem ich auch alle wohl hoffe, grüsst Euch und Dich vor allem, gute, liebe Mutter

Euer treuer Bruder
Karl Stieler, Landfriedl.

Tegernsee, 30. Mai 1866.

Mein gutes, herziges Mütterlein!

Ich kann mir nicht denken, dass diese Zeilen vom stillen Tegernsee und aus dem kleinen Häuschen in das dumme Böhmen gehen, wo du hoffentlich glücklich weilst ..... Am Samstag bin ich um vier Uhr aufgewacht, es war, als müsste ich selber fort. Wie froh bin ich, Dich in letzter Zeit noch gesehen zu haben, denn in der That bereichert jede Stunde, wo ich mit Dir bin, den Schatz meiner häuslichen Erinnerungen, und jeder Tag zieht das Band fester zusammen, das mich an Dich kettet. Es ist mir keine Fessel, sondern eine Handhabe, ein Halt, der mich glücklich macht. Jetzt erst, wo ich erwachsen bin, kommt das volle Bewusstsein über mich, was Du mir bist, und was ungeahnt von Deinem Wesen sich auf mich vererbt hat. Die dankbare Erkenntnis dessen, die klare und innige Einsicht der Kinder in diesen Zusammenhang, der nun auf freier Überzeugung und Pietät beruht, macht das Verhältnis von Eltern zu grossen Kindern so reizend, und darum ist es ein Segen, wenn die letzteren ihre Eltern noch am Leben haben. Dies ist das schönste Resultat einer Erziehung. Dieselbe soll ein fortlaufender

Prozess sein, in welchem die Eltern durch Wort und Beispiel ihr eigenes Bild den Kindern immer klarer, immer verehrungswürdiger erschliessen und auf sie übertragen, dass es diesen ewig vor der Seele steht. So wird Dein Bild in meinem Herzen und einst in jenem meiner Kinder leben. Es thut mir fast wehe, wenn ich denke, dass Du einen Brief von mir erwartet, und ich habe keinen geschrieben. Doch es giebt Gelegenheit, dies reichlich nachzuholen, und ich verspreche Dir, die Gelegenheit zu benützen. Was Deine Reise und ihre Eindrücke, vor allem aber, was Deine Gesundheit betrifft, wird mir wohl bald ein Brief von Dir berichten. Ich selber lebe hier jetzt unendlich still und angenehm, es ist ein horazisches Landleben — ein Bisschen Arbeit, ein Bisschen Bücher und bunte Träume. Der Jurismus freut mich, die Menschen sind mir gewogen, und die Treue der Berge ist unwandelbar — fester, als die der Menschen. Sie stehen vor meiner Thür, so oft ich hinaustrete, und sind jung und grün.

Es grüsst Dich tausend und tausendmal

Dein treuer, dankbarer Karl.

Passau, den 13. Juli 1866, Freitag.

Meine liebe Mutter!

Denke Dir einen riesigen Saal mit zwei Erkern und sieben Fenstern, auf dem Tisch stehen Koffer und Reiseeffekten, an den Wänden hängen Säbel, Waffenröcke und Feldflaschen. Dieser Saal ist das Quartier für sechs Lieutenants. In der Mitte am runden Tisch sitzt einer und schreibt. Dieser ist der »Lieutenant Stieler«, Dein Sohn. Die Eindrücke, welche der erste Tag meines Soldatenlebens mir bot, lassen bereits eine ganz prägnante Schilderung zu, die Reise war nicht unangenehm. Wie ein Roman von Hackländer mutete es mich an, wenn ich auf die sechs stattlichen Offiziere blickte, die da im

weichen Wagen schäkerten und lachten. Die Feldflasche kreiste, und wir fraternisierten bald. Als wir in Landshut und Straubing ausstiegen, grüsste uns alles ehrerbietig. Wir sind die Männer der Zeit, und die Zeit ist jetzt — Krieg; dass derselbe nicht nur vom Heer, sondern auch vom ganzen Lande geführt wird, liess sich an dem bewegten Anstrich der Bahnhöfe, dieser Friedenstempel, erkennen. Gefangene, Verwundete, Feldsoldaten, Einrückende, alles wimmelt durcheinander. Sachsen und Östreicher fuhren mit unserm Zug, und ein Musikkorps spielte martialische Weisen. Dann, wenn dieses endete, ward wieder von uns gesungen und gelacht. Jeder hat vielleicht eine Mutter oder einen Schatz daheim, die mit nassen Augen seinen Weg verfolgen, und ich glaubte oft, ein leises Weinen zu vernehmen, wenn die derben Witze noch die krachenden Schienen übertönten.

Abends quartierten wir uns also im »Mohren« ein, natürlich auf eigene Kosten. Die Stadt, die wir vom Fenster überschauen, lässt mich an Salzburg denken, weil sie dieselben zwei Charakterzeichen trägt: Das ist die Festung und der Bischofssitz. Die Bauart der Häuser, die Breite und das Leben der Strassen, das Terrän und das Soldatentreiben macht seine Ähnlichkeit vollständig. Von unserm Regiment sind etwa tausend Mann und drei Offiziere hier, wir waren deshalb so sehr willkommen, dass man an einen Rüffel gar nicht dachte. Heute morgen stellten wir uns dem freundlichen Oberstlieutenant vor, die drei Kameraden aber empfingen uns schon gestern und schleppten uns von einer Kneipe in die andere. Wir sind überhaupt hier das herrschende Element, aber nur scheinbar, denn in der That ist »das europäische Sklavenleben« unser Los. Der einzelne kann sich nicht absondern, und da die meisten lieber saufen, als schreiben, so war es gestern absolut unmöglich, dies letztere meinerseits zu thun.

Als ich totmüde um zwölf Uhr zu Bette fiel, sang

vor meinem Fenster eine Nachtigall. Es war die erste sympathische Stimme, die ich vernahm an diesem Tage, und ich hätte sie gern erlöst und zum Menschengebilde gemacht, wie das im Märchen, aber nicht in Passau möglich ist. Von meinen Kameraden schreibe ich Dir nicht und sage damit zugleich, was sie mir sind. Nur R....., das zierliche, schmiegsame Bürschlein, gefällt mir Er hält sich wacker, aber ich merke, wie's ihm zu Herzen geht. Mein reiferes Alter kommt mir sehr zu statten, mit achtzehn Jahren wäre ich diesen Verhältnissen erlegen.

K. B., dem ich den Brief gab, wird uns heute verpflichten, und dann werde ich der vierten Kompagnie des fünften Bataillons zugeteilt. Die Umstände sind so drängend, dass die wenigen Stunden meine vollständige Versoldatung ertrotzt haben. Der Mensch in mir hat sich ergeben, kapituliert, und jeder Zoll ist (muss sein) ein Lieutenant. »Portepee«, »Ordonnanz«, »Kompagnie«, »gehorsamst« sind jetzt die Schlagwörter und auch die Schlagschatten über meinem Leben. Gleichwohl ist meine Stimmung nicht gedrückt, sondern frisch und elastisch.

Schreibe Du und die andern u. s. w.

Im Leben und Sterben

Dein getreuer Karl.

Passau, 11. August 1866.
Fünf Minuten nach Empfang Deines Briefes.

Meine teure Mutter!

Mit Freuden schick' ich wieder einen Brief in das kleine Häuschen, dem meine Gedanken gehören.

Die neuesten Ereignisse mit Frankreich beschäftigen mehr meine Kombinationslust, als meine Sorge. Denn ich halte den Krieg gegen Napoleon jetzt nicht für wahrscheinlich. Die Intervention Frankreichs kann niemanden überraschen, überraschend aber ist es, dass sie nicht vom Kaiser, den man fürchtete, sondern von der Nation ausging, die man so friedliebend schilderte.

Ich rechne nun so: Napoleon ist ein Meister darin, die Launen des französischen Volks nicht nur zu erfüllen, sondern auch zu dirigieren. Wenn einer die öffentliche Meinung zu besiegen, das heisst abzulenken versteht, ist er es, falls dies in seinen Kram passt!

Und ich glaube, diesmal passt ihm der Friede. Wollte er erobern, so hätte er vor vier Wochen von Preussen so billig, wie von Österreich ein Territorium gewinnen können. Warum sollte er aber jetzt wollen und damals nicht? Er fürchtet die Erhebung des ganzen Deutschlands gegen ihn, die schon jetzt unter Preussens Leitung unfehlbar eintritt, früher hätte er noch den Süden für sich gehabt. In einem Staate, dessen Zentralisationssystem alle Entscheidung auf einen Menschen stellt, müssen die Entscheidungen warten, solange dieser eine Mensch so krank ist, wie jetzt Napoleon, sonst geht vielleicht, um etwas zu gewinnen, alles verloren. Auch glaub' ich nicht, dass er auf die Weltausstellung, wo er den Heros der Volkswohlfahrt vorstellen will und den Massen mehr imponiert als durch einen Sieg, verzichten will. Ich glaube, dass Napoleon seinen Charlatanismus vielmehr auf das Gebiet der Zivilisation, als der Militärentwickelung hin übertragen wird, dort ist er rentabler und moderner. Jedenfalls aber reicht die Jahreszeit nicht mehr aus, um den etwaigen französischen Protest gegen Preussen noch dieses Jahr in Szene zu setzen; da man die Truppen dem Übernachten im Freien wegen der Cholera nicht mehr aussetzen kann. Bis Frühjahr aber sinken die Chancen des Sieges für Frankreich noch mehr, und es muss sich noch mehr besinnen, das erholte Deutschland anzugreifen. Ausserdem aber würde ein Eintreten Frankreichs in die Aktion auch die übrigen Grossmächte zur Thätigkeit rufen, und werden diese einmal aus ihrem Schlaf gerüttelt, so werden sämtliche europäischen Fragen flüssig, besonders die orientalische durch die Aktivität Russlands. Ob Frankreich sich jetzt diesen sämtlichen gewachsen fühlt, ob es den Moment gekommen erachtet,

auf jede innere Politik zu verzichten, ganz nur der äusseren, so gewagten in die Arme zu stürzen? Wider Willen heisst es vielleicht diesmal l'empire c'est la paix? Gestern kamen Verwundete aus Würzburg. Jetzt ist auch Hauptmann A. v. M. hier, den ich, ohne ihn zu kennen, ebenso erobert habe, wie E. (durch meine Gedichte). Ich denke oft mit Dank Deiner, wann ich die Früchte Deiner Sorge geniesse, das heisst jene hochgeachtete und angesehene Stellung, welche eine gebildete Erziehung mir hier anweist. Diese ist es auch, die mich so beglückt und meinen Aufenthalt verschönt. Grüsse mir Alle, besonders mein armes Linerl, schreib' mir über die Sommergäste von Tegernsee etc.

Dein treuer Karl.

Mindelstetten in der Oberpfalz,
27. August 1866.

Meine liebe, gute Mutter!

Wir haben heut einen Rasttag und ich schreibe deshalb diese Zeilen für Dich, wenn ich auch noch nicht ersehe, wie sie in Deine Hände gelangen werden. Mein Quartier liegt ausser allem Verkehr. Aber ehe ich dasselbe näher beschreibe, will ich Dir die bisherigen Erlebnisse kurz erzählen. Unser Bataillon verliess mit zwölfhundert Mann und dem ganzen Apparate, der drum und dran hängt, am letzten Donnerstage Passau. Unmassen Menschen wogten vor dem Bahnhof; die Soldaten hatten die feldmässigen Federn auf der Mütze, und der Extrazug pfiff zum Thore hinaus. Es waren siebzig Wägen. Wieder wie vor sieben Wochen lagen auf den weichen Polstern der zweiten Klasse sechs junge Offfziere, welche schäkerten und lachten — aber es ging nicht nachhause. Das nächste Ziel war Regensburg. Während ich mit dem Bataillon in die Stadt marschierte, kamen Massen anderer Abteilungen an uns vorbei. Es war nicht Zeit für mehr als zwei Worte:

Denn im Momente der Erkennung,
Schlug uns die Stunde schon der Trennung (Heinz.)

Mein Quartier, in das ich gegen fünf Uhr kam, war im Hause eines Grosshändlers und wahrhaft fürstlich. Ein grosser Salon mit Teppichen und Sammt, ein reizendes Kabinett mit getäfelter Decke und Renaissanceeinrichtung und ein üppiges Schlafgemach ward mir gegeben. Auf dem Tisch stand feiner Wein, Konfekt und Havannazigarren, Kaffee und Obst, die Aufmerksamkeit ging soweit, dass selbst die Briefmarken neben dem Schreibzeug nicht fehlten.

Abends war grosse Offiziersgesellschaft und nächsten Morgen um fünf Uhr Abmarsch zu Fusse. Der Weg dauerte bis nachmittags um drei Uhr und bot mir das erste Bild, welche furchtbaren Strapazen so ein Marsch für den Soldaten einschliesst, dessen Gepäck enorm ist. Um ein Uhr ward Hitze und Staub unerträglich, das Singen und Pfeifen, die Mundharmoniken, welche jeden Zug beleben, verstummten, und ich sah die Leute rechts und links in den Gräben zusammenfallen. Wenn ein noch so kurzer Halt gemacht wurde, lagen augenblicklich alle Leute auf der Erde zum Ruhen und zwar so regungslos und müde, dass man sie für Gefallene halten musste. Wie schwer ging das Aufstehen! Die letzte Stundensäule waren die Leute fast absolut nicht mehr weiterzubringen. Den kleinen Tambours, die voranhinkten, standen die Thränen in den Augen, die Soldaten murrten. Ich nahm dem Hauptschlingel seinen Tornister ab und legte ihn auf und nahm rechts und links ein Soldatengewehr über die Schulter. So ging ich dem Zug voran und pfiff, die Soldaten lachten wieder und liefen mir nach. Ich halte glücklicherweise das Marschieren vorzüglich aus und bin deshalb bei den Offizieren bereits mehr berüchtigt als berühmt — aber der Tornister! Noch zehn Minuten, und ich glaub, ich wär' zusammengebrochen! Der zehnte Mann von uns war krank, als wir im Quartier ankamen, das mir ein schmerzliches Bild materieller und geistiger Verkommenheit bot. Ein achtzigjähriger geistesschwacher Pfarrer war mein Quartierherr. Die Soldaten lagen bei

den armen, schmutzigen Bauern, und eine Stunde lang lief ich herum, um überall nachzusehen. Wie verschieden ist doch die Welt! Als der prächtige Mond aufstieg, dacht' ich unwillkürlich an den Mondaufgang in Paris oder Venedig oder in der verschwenderischen Natur der Tropen. Das sind Namen, in deren Besitz ich allein im ganzen Dorfe stand, und es ist ein Glück für die andern. Um drei Uhr früh war Generalmarsch zum Aufbruch. Es wurden Wagen requiriert, und die Bauernrösslein schleppten die Tornister. Unser Weg ging in das schöne Altmühlthal. An einer Stelle, die so reich ist wie das Rheinland, stehn die Trümmer einer Ritterburg, in der einst Heinrich IV. geboren wurde. Dort bei dem freundlichen Amtmann war mein Quartier. Als ich den Schlossberg emporgeklettert und durch das epheubewachsene Thörlein eintrat, stand im Hofe seine wunderschöne Tochter mit den deutschen blauen Augen und streckte mir die Hand zum Gruss entgegen. Wie schad, dass ich kein Knappe, sondern ein moderner Offizier war. Nachmittags sang mir das Mädchen wohlbekannte Lieder mit heller Stimme und schien sehr vergnügt über diese Unterbrechung ihrer Einsamkeit. Heute lieg' ich wieder auf dem Bauerndorf und habe die Gans selber tot geschlagen, die mir den Braten und die Feder zu diesem Briefe liefern musste. Ich bin sehr glücklich und vergnügt, dass ich so viel Soldatenleben jetzt noch sehen kann. Schreibe mir bald und grüsse alles.

Mit treuer Lieb Dein Karl.

Wahrscheinlich gehen wir von hier nach Ingolstadt.

Traunstein, 12. Oktober 1866.

Meine liebe, gute Mutter!

Schlafend bin ich hier eingezogen, da schrie der Schaffner mit der Laterne: »Traunstein — Aussteigen — fünf etc.« — Augen und Ohren waren zugleich beleidigt, ich fuhr empor, stolperte hinaus und rannte an G.... an.

Als ich in die raucherfüllte Stube trat, sassen dort die dicken Räte und besahen mich. Kein Säbel rasselte, wie weiland bei jeder Vorstellung, nur die stramme »T'Achtung«, in der ich dastand, war die Reminiszenz an früher. »Er hat sich vollständig militärische Sitten angewöhnt«, flüsterte der Direktor seinem nickenden Nachbar zu. Ich witterte Bureauluft und stob davon, wie die Rosse des Mephisto. So waren die Kulissen denn abermals verändert; staubumwölkte Aktenberge bilden die Landschaft, ein grämlicher Referent die Staffage. Variatio delectat. Ich bin sie gewöhnt.

Übrigens hat sich das Leben doch zu meiner Zufriedenheit gestaltet, und ich kann sagen, wie Heine zu einer Lorette spricht:

Besser hat sich's doch gewendet,
Das Geschick, das dich bedroht.

Das Leben in oberbayerischen Gebirgsstädtlein, wie Miesbach, Traunstein u. s. w. hat dadurch eine angenehme Mitte, dass die Einheimischen eine gewisse Einfachheit besitzen, welche die Fremden, die fortwährend einen Massstab abgeben, nicht zur Verbauerung werden lassen. Das Hotel Wispauer, in dessen Parterre ich ein reizendes, elegantes Zimmer mit Nussbaumgarnitur bewohne, reicht mir auch mittags für vierundzwanzig Kreuzer einen Tisch mit sieben Gängen. Die Herren sind witzig, ohne anmassend, die Hausfrau liebenswürdig, ohne kokett zu sein. Was mir an Bedienung nötig ist, wird eher von dreien, als von niemand besorgt. Wenn ich trotzdem nicht so zufrieden bin, als diese Lage es ermöglicht und zur Pflicht macht, so liegt der Grund darin, weil man wirklich sehr wenig thut und thun kann. Und weiter liegt er in einer Art von Eifersucht, deren ich mich schäme. Beim Militär war ich unbestritten der erste an Begabung und Bildung. Während dieser Zeit stand ich drei Monate still, und wenn ich mich nun neben diesen Menschen G .... stelle, dessen fabelhaft feine Unterscheidungskraft, dessen reinen ästhetischen Sinn ich erst jetzt ganz ermesse,

bekomme ich einen Katzenjammer. Ich merke nicht nur, dass ich drei Monate lang gar nichts gelernt, sondern auch, dass ich moralisch rüde geworden bin. Das letztere hast Du jedenfalls auch gemerkt, und Du wirst Dich freuen, wenn ich Dir sage, dass Katzenjammer hiefür die beste, untrügliche Medizin ist.

Mein Dr. W. heiratet. Nicht das Gleiche thut

Dein treuer Sohn Karl.

Tegernsee, 21. Mai 1867.

Meine liebe, gute Mutter!

Du kennst wohl das kleine, verkritzelte Tischchen am Atelierfenster, wo ich immer studiert habe. An diesem schreibe ich auch heute. Rings um mich ist alles in der alten Ordnung, und so fühl' ich mich ziemlich heimisch. Von Holzkirchen bis an unser Haus fuhr ich in einem zweispännigen, flotten Retourwagen, ohne eine andre Begleitung, als meine Gedanken. Sie waren auf das bessere gerichtet. Wie Du weisst, giebt mir dieser Weg stets einen historischen Überblick meiner Seelenzustände, und ich empfand deutlicher als sonst, dass das Leben nur ein markiertes Nichts ist, wenn nicht etwas Geweihtes darin liegt, eine gewisse Summe von edleren Zielen und tieferen Bewegungen. Der Mensch braucht etwas, was ihm heilig ist. Ich fühlte es recht deutlich, wenn ich an die früheren Stunden dachte, in denen ich diesen Weg gemacht, dass nur der glücklich ist, der gut ist, und so will ich denn meine Einsamkeit zur inneren Einkehr benützen. Der Gedanke an Dich ist mir dabei ein starker Helfer. Manchmal hallten durch diese Einsamkeit noch die Pariser Stimmen. Garçon — garr—sson hör' ich es tönen, aber der garçon bin ich selber, und das Wort ist jetzt die Devise meines Daseins. Ich bediene mich besser, als es mein Garçon that.

Tegernsee, 5. Juli 1867.

Meine gute Mutter!

Wie freue ich mich, dass ich wieder nach München schreibe, in das alte Nest, aus dem wir alle ausflogen.

Dass Du so gut und wohlaussehend ankamst, erhöht meine Freude. Wenn ich selber am Bahnhof gestanden wäre, hätte ich Dich gewiss wieder recht hübsch gefunden, wie stets nach einiger Trennung. Ich hätte dann eingestimmt in den Tegernseer Photographistenchorus von der »wunderschönen Frau«.

Wenn ich zunächst nicht kommen kann, so liegt das an einem Fest, das wir morgen und übermorgen begehen. Prinz Karl ist an diesem Tage fünfundzwanzig Jahre hier, und Bergbeleuchtung, Musik und Schützenfest sollen ihm zu Ehren vom Stapel laufen. Was mich am meisten von München abschreckt, ist der Gedanke, dass sich dort dann eine Reihe von Pflichten ergiebt, die ich nicht alle erfüllen kann Hat mich erst einer gesehen, so nennt mich jeder einen Flegel, dem ich nicht eine Viertelstunde widme. Auch die Kosten sind nicht unbedeutend. Da der Schreiber meines Chefs zu Schiessübungen einberufen ist, sehe ich mich leider nächstens an dessen Stelle gesetzt und bin gebunden. Gleichwohl kann ich jählings Dich, mein liebes Minnerl, überraschen.

Dein treuer Heinzl.

Tegernsee, 10. Mai 1869.

Liebe, teure Mutter!

Wenn Du mit einem jener langgestackelten Briefe, deren Buchstaben ellenhoch sind, vorlieb nehmen willst, dann empfange diesen. Es freut mich nämlich ungemein, Dir das glückliche Ergebnis meines gestrigen Auftretens mitteilen zu können, und unter glücklich verstehe ich auch Deinen Sinn von diesem Worte. Nämlich im Geiste des Friedens, der Mässigung und Eintracht habe ich gesiegt. Das Programm, das ich vortrug, war das

der Mittelpartei: lediglich für innern Fortschritt, manche Augen wurden nass, kein Redner trat auf und konnte diesen Grundsätzen und dem Mass, in dem sie verkündet wurden, widersprechen, obwohl sämtliche ultramontanen Kräfte aufgeboten waren. Einmütig blieb alles noch lange beisammen, Beamte, Bürger und Bauern, der Held des Tages aber war Karl Stieler. Sieh, das ist Dein »rabiater Sohn«, um den Du neben begründeter Sorge so viele Sorge umsonst hast.

Herzlich grüsst Dich

Dein getreuer Heinzl.

Rom, 18. April 1870, Sonntag.

Liebe, gute Mutter!

Ich kann Dir die Freude nicht beschreiben, als ich endlich gestern Deinen am Karfreitag geschriebenen Brief erhielt. Es ist unsäglich wohlthuend, in weltfremden Strassen die bekannten Schriftzüge zu lesen; sie ersetzen gewissermassen die Mienen. Eröffnet war der Brief nicht, doch haben mir viele meiner hiesigen Freunde darüber geklagt. Für die unendliche Liebe, die aus Deinen Zeilen spricht, hab' tausend tausend Dank; glaube nur, dass ich dieselbe mit ganzem, vollem Herzen empfinde! Allerdings hat sich viel in meinem Wesen geändert, aber ein Grundzug ist doch unerschütterlich stehen geblieben, das ist jenes Bedürfnis und Verlangen nach Menschen, die wir lieb haben. Und eigentlich ist das der Boden aller Moral. Ich freue mich sehr zu entdecken, dass das viele Schöne, das ich sehe, auch den Wunsch nach dem Guten lebendiger und nicht etwa entbehrlicher macht. Die Griechen hatten für den Begriff der menschlichen Vollendung ein Wort, das aus gut und schön zusammengesetzt war, und dieser Vereinigung will ich nachstreben! Auf unser Zusammenleben, wann ich heimkehre, freue ich mich unendlich; überhaupt sind meine Gedanken viel in Deutschland. Macht es die geringe Entfernung von

vierzig Bahnstunden oder mein reger Verkehr mit den vielen Deutschen, kurz ich fühle mich eben nicht sehr weit weg von Euch. In Neapel wird es anders sein; schreibe mir dorthin einen Brief mit der blossen Adresse:

Mr. Stieler, Naples
Poste restante Napoli

Keinen Vornamen und Titel!

Und nun Gott befohlen, es grüsst Dich tausend und tausendmal

Dein Heinzl.

Am Montag ist grosses Künstlerfest.

Nizza, 8. September 1873.

Liebes Mamerl!

Tausend Grüsse und tausend Dank für Deine lieben Zeilen, die ich heute Abend am Meeresufer las, ich war glücklich, in Nizza von — Auwinkel*) zu hören. Wie tief sitzt mir doch die Heimat im Herzen, was ist alles Andere neben diesem Gefühl! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Samstag und Sonntag nach Tegernsee zu kommen, denn der Himmel ist trübe, und so lasse ich die italienischen Seen möglicherweise ganz. Ewig treu. In grösster Eile.

On sonne à dîner!

Dein Heini.

Tegernsee, den 7. November 1875.

Liebe, gute Mutter!

Verzeih, wenn ich erst heute für Deine freundliche Sendung und den schönen Brief, der sie begleitete, danken kann. Schönes Wetter, eine Tischeinladung und zahlreiche Korrekturen mit Nachträgen waren das Hindernis, gestern aber hat uns der Leonhart von morgens sechs Uhr bis abends neun Uhr gefesselt.

*) Dorf am Tegernsee.

Ich tröstete mich leichter, da Mary noch nachmittags (4.) meinen einstweiligen Dank bestellt, hoffentlich ist der Brief jetzt angekommen. Das viele und schöne Papier ist mir hochwillkommen, doch wie viel Kopfarbeit wird es brauchen, bis das alles zu Büchern verwandelt ist. Besonders aber haben mich Deine liebevollen Zeilen erfreut und gerührt, und für diese nimm denn auch meinen ganz besonderen Dank. Wie reich ist ein Mensch, der neben dem Plaudern eigener Kinder noch solche Mutterworte hört. Der Bremer Vortrag ist nun auf den 25. November festgesetzt und unsere Abreise von hier wahrscheinlich auf den 15. In Tölz waren wir riesig fidel, es ist das schönste Fest, das ich je in den Bergen mitgemacht, und das will bei meiner Praxis nicht wenig sagen. Wie leid thut es mir, dass Eugen oder Fritz nicht in Tölz waren, für Künstler war dieser Anblick einzig. Neues ist gar nichts los, und das ist ja in der Regel das Beste, also bleib' ich denn nach alter Weise

Dein treuer dankbarer Heinzl.

Tegernsee, den 4. November 1876, vor Tisch.

Meine liebe, gute Mutter!

Ich unterbreche gern meine Arbeit über Auerbachs neues Buch, um Dir den herzlichsten und innigsten Dank für Deine Sendung zu sagen, die soeben ankam. Es heimelt doch gar wundersam an, wenn so die wohlbekannten Schriftzüge kommen, und wenn man das rote Siegel erbricht, und darunter findet man die Gaben Deiner guten, sorglichen Hand. Ja es ist mehr als die süsse Gewohnheit, die einen solchen Augenblick gar reizend macht, und ganz besonders hat es mich gefreut, dass Du so beim Alten geblieben bist und das kleine Schüsselchen mit den »Gutseln« nicht vergessen hast. Für mich haben sie freilich nicht mehr die alte Anziehungskraft, aber wenn so glänzende Äug-

lein in die Schachtel gucken, wie die meiner kleinen Else, dann freut es einen ja zehnmal mehr, als in den glücklichen Tagen eigener Gefrässigkeit. ... Hab' für alles innigen Dank, den besten aber für die Gesinnung, die die Gabe begleitet. Ich gestehe es gern, dass mich in solchen Stunden ein Gefühl des Glückes, der inneren Dankbarkeit überkommt, dem ich mich voll ergebe, ich weiss es ganz, wie gut es mir geht, und ich bemühe mich redlich, auch selber ein guter Mensch zu sein und zu bleiben. Denn wie reich bin ich an Liebe — ich meine, ich wäre nie so glücklich gewesen, wie jetzt; eine tiefe, innere Wärme durchdringt mich: und trägt mein Wesen — fürwahr, der böse Heinzl ist nicht so schlimm, wie er aussieht, auch in Deinem Sinne genommen. Wie freut es mich, wenn ich Dein gedenke, dass es mir noch vergönnt war, Dir soviel Ehre zu machen, denn fast jeden Tag erhalte ich neue (ich meine wirklich oft unverdiente) Beweise des Erfolges, in zahlreichen Blättern wird fast täglich mein Name genannt und gerühmt, und ich nehme es hin mit der stillen Freude, dass es ja auch Dein und des guten Vaters Name ist, dem ich diese Schuld abtrage. Heute bin ich vom Augsburger Komité gebeten worden, diesen Winter einen Vortrag zu halten (nicht in der »Erheiterung«), sondern in einem Zyklus von lauter grossen Herren, auch Auerbach liest denselben. Die »Kölnische Zeitung« brachte eben einen Leitartikel »Politische Moral«; in der »Deutschen« steht soeben ein Feuilleton, das ich dem Holzknechtjahrtag abgelauscht und für sehr gelungen halte. Die »Neue Freie Presse« rühmt mein Elsass, und andere Blätter stellen mich in die »erste Reihe dialektischer Dichter«. Verzeih mir die Freude, mit der ich das erzähle: es ist gewiss nicht Eigenlob, Du kennst mich ja.

Dein treuer und dankbarer Heinzl.

Darmstadt, 7. Februar 1881, abends.

Meine teure, heissgeliebte Mutter!

Ich hatte Dir heute Abend einen längeren Brief zugedacht, bin aber durch den Besuch von O. R., der eben bei mir war, verhindert worden. Überhaupt ist es geradezu uuglaublich, wie wenig man auf solcher Fahrt sein eigner Herr ist, wie das immerfortige Bereitsein und die Sorge, ja nirgends zu spät zu kommen, den Menschen in Atem hält. Es bleibt ja so manche Viertelstunde dazwischen frei, aber man hat nicht die äussere und innere Ruhe, sich hinzusetzen und in holdes, heimisches Geplauder zu vertiefen. Gerade das ist vielleicht eine der grössten Entbehrungen auf der sonst so anregenden und befriedigenden Reise. So sind es denn in der Regel nur die Gedanken, die nach hause fliegen, und wie oft im Tage kommen sie zu Dir, meine gute liebe Mutter, wie eng ist mein Fühlen und Denken mit Dir verwachsen! An dem Beifall, der mir zu teil wird, an all der Freude, die ich den Menschen hier bereite, hast auch Du dann volles Teil und tausendmal erfüllt mich das dankbare Empfinden, was ich unter und an Deinem Herzen geistiges Leben empfing, und dass Du mich so erzogen hast, wie Du es thatest. Es lebt ja überhaupt noch unendlich mehr Kindheit in mir, als ihr alle wisst, und dieses schöne Leben wird niemals sterben, es wird Dir bis zu meinem eigenen letzten Atemzuge erhalten bleiben! Es ist in der reichen Klangfülle meines Herzens einer der tiefsten und der reinsten Töne. Hab' Dank, dass Du ihn mir gegeben und bewahrt hast! Ich will es ja gerne glauben, dass ihr manchmal um den unruhigen Poeten besorgt seid, aber ich kann Dir ehrlich sagen, dass ich mich jetzt so ruhig und stark fühle, wie seit längerer Zeit nicht mehr.

Karlsruhe 8. November, abends 6 Uhr.

Ich musste wieder hier oben abbrechen, nun bin ich seit halb vier Uhr mit dem Vereinsvorstand durch die Stadt gefahren, und seit einer Stunde war K .... bei mir, der ganz glückselig in alten Münchner Erinnerungen schwelgte. Ebenso traf ich H. D. auf der Strasse, der mich eben im Hôtel besuchen wollte, und verschiedene andere Münchener, die hier sind, und die ich nicht kenne, freuen sich unendlich auf mich. Der Vorstand sagte mir, dass das Publikum mit seltener »Spannung« auf diesen Vortrag warte, leider liegt der Grossherzog in Baden-Baden krank; er hatte gesagt, dass er ebenfalls kommen werde. Auch der Grossherzog von Darmstadt war nur durch fremden Besuch am Erscheinen im dortigen Vortrag verhindert, wie mir die Herren erklärten — Du siehst, dass es Deinem alten bösen Heine nicht an Ehren fehlt!

Wie dank' ich Gott, dass gute Nachrichten von Dir kommen — bald kann ich Dich selbst wieder in die Arme schliessen.

Mit tausend Grüssen an alle

Dein getreuer Sohn Karl.

Tegernsee, 8. April 1882.[1])

Meine teure, heissgeliebte Mutter!

Ich kann es mir nicht versagen, Dir zum Ostertage, der diesmal überdies der 9. April ist, meine innigsten Grüsse zu senden. Wie leid thut es mir, dass wir so alle zu gleicher Zeit fort sind, aber in Gedanken bin ich Dir wenigstens so nahe und so innig verbunden, als es nur ein Kind seiner Muter sein kann. Und Dir gegenüber bleibe ich ja mein Leben lang ein Kind, das ist die schönste Errungenschaft Deiner Erziehung, wie es ja auch zum schönsten Glück meines Lebens gehört. Glaube dies fest und unabänderlich,

[1]) 9. April Todestag des Vaters.

wenn ich auch manchmal ein wenig schweigsam bin und die Herzlichkeit nicht immer aussprechen kann, die mich bewegt. Je reifer ich werde, desto inniger fühle ich den Zusammenhang mit Dir und mit der Erinnerung an den Vater; alle Stürme, die ich erlebt, haben diesen Zusammenhang nicht gelockert, sondern nur gefestigt. Hunderttausendmal danke ich im Stillen für das Gute, für den Segen, den mein Leben von Euch beiden empfangen hat, und für den das wenige, was ich leisten kann, nur ein schwaches Entgeld ist. Man sagt ja solche Dinge nicht zu jeder Zeit, aber das Entscheidende ist, dass man sie allzeit fühlt, dass man sich allzeit ihrer bewusst ist, und diese Dankbarkeit, kann ich wohl sagen, ist meine Religion. Die wenigen Stunden, wo ich sie vergessen habe (zum Glück sind es recht wenige), zähle ich zu den grössten Fehlern meines Lebens. Wie hundertmal habe ich Dir schon in Gedanken die schroffen Worte abgebeten, die ich in Tegernsee gesprochen; dass ich es nicht so meinte, mit meinem Herzen nicht so meinen konnte, wie es klang, weisst Du ja selber. Und Du hast mir sie deshalb auch gewiss längst verziehen! Ich war damals aber gar zu erregt, jetzt bin ich gottlob wieder im rechten Gleichgewicht und hänge tiefer und wärmer an den Meinigen als je. In diesem Geiste begehe ich den 9. April mit Dir, auch wenn ich ferne bin; wie freue ich mich, wenn Du wieder in dem blauen Zimmer hier auf und niedergehst und bei uns weilst. — Gott schütze und erhalte Dich! Du weisst nicht, wie ich an Dir hänge, was Dein Dasein für das meinige bedeutet!

Mit tausend Grüssen und Küssen bin ich ewig

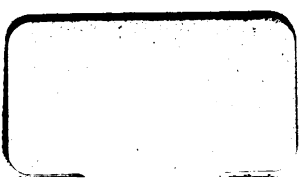
Dein treuer, dankbarer alter Heini.

Verzeichnis der Abbildungen.

— Sämtlich Naturaufnahmen. —

1. Anfangsvignette (Alpenrosen und Lilien.) S. 1.
2. Die drei Ahornbäume, von Stielers Vater in Tegernsee bei Geburt seiner Söhne gepflanzt. S. 3.
3. Tegernsee. S. 4.
4. Das Stielerhaus in Tegernsee. S. 7.
5. Aus Stielers Arbeitszimmer in Tegernsee. S. 11.
6. Aus Stielers Arbeitszimmer in Tegernsee. S. 15.
7. Ausblick vom Kinderzimmer des Stielerhauses. S. 19.
8. Stielers Lieblingsplätze: Das Lusthäuschen in Tegernsee. S. 21.
9. Stielers Lieblingsplätze: Die Poetenbank im Garten der Frau Kleinschrot in Tegernsee. S. 23.
10. Stielers Lieblingsplätze: Das Wirtshaus »zum Glasel« bei Tegernsee. S. 29.
11. Stielers Lieblingsplätze: Auf dem Wege zum »Glasel« bei Tegernsee. S. 35.
12. Bucht vor dem Stielerhause in Tegernsee. S. 43.
13. Stielers Lieblingsplätze: Der Chiemsee, Blick auf Herrenwörth. S. 48.
14. Stielers Lieblingsplätze: Kloster Herrenwörth im Chiemsee. S. 49.
15. Stielers Lieblingsplätze: Bucht auf Herrenwörth im Chiemsee. S. 52.

16. Stielers Lieblingsplätze: Frauenwörth im Chiemsee. S. 53.
17. Stielers Lieblingsplätze: Auf Frauenwörth im Chiemsee. S. 56.
18. Stielers Lieblingsplätze: Auf Frauenwörth im Chiemsee. S. 57.
19. Stielers Lieblingsplätze: Eingang ins Münster auf Frauenwörth. S. 64.
20. Stielers Lieblingsplätze: Aus dem Klosterhofe auf Frauenwörth. S. 65.
21. Stielers Handschrift (Neue Hochlandslieder, S. 40) nach einem von der Witwe des Dichters, Frau Oberst Seuffert, freundlichst zur Verfügung gestellten Schriftstücke. S. 68.
22. Stielers Grab auf dem Friedhofe in Tegernsee. S. 76.
23. Stielers Denkmal in Tegernsee. S. 77.
24. Schlussvignette (Meise). S. 78.
25. Titelbild. Stielers Bildnis und Namensunterschrift. (Das Bildnis, eine photographische Aufnahme von F. Hanfstängl in München, wurde von Herrn Eugen v. Stieler, die Namensunterschrift von der Witwe des Dichters freundlichst zur Verfügung gestellt.)

YC154678

M327560